

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 4.

Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 17. Januar 1898.

Vierteljährlich 2½ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

44. Jahrg.

Gräfin Dora.

Novelle von Elin Ameen.

1. Fortsetzung aus Nr. 2, Seite 15.

Nachdruck verboten.

„Ich glaube dein Lehrer bekam Angst,“ sagte Dora und blies eine feine Rauchwolke durch die Lippen.
„Weshwegen sollte er sich ängstigen?“ fragte Adrienne in verwundertem Ton.

„Wie süß du doch bist, Adrienne,“ antwortete Dora und warf ihre letzte Cigarette fort. „Nein, ich spotte nicht — Kind, du bist beneidenswert mit deiner Unschuld und deinen fünfzehn Jahren. — O, könnte ich wieder fünfzehn Jahr werden! Das Schulmädchen mit den kurzen Kleidern und mit Haaren, die frei über den Rücken flatterten, so wie jetzt deine, Adrienne, nur dunkel und lockig. Fünfzehn Jahre — und das Leben von neuem anfangen!“
„Glaubtest du wirklich, daß es damals schöner war?“

„Schöner? Das war ja die Zeit der Träume und Illusionen. Danach kam die bittere Wirklichkeit!“ Sie sah mit düsterem und ernstem Ausdruck vor sich hin.

„Ach, Dora, willst du mir nicht ein bißchen von dir selbst erzählen. Ich denke so oft darüber nach und wundere mich, warum du nicht glücklich bist — und warum ihr, du und Subaroff, euch geheiratet habt, da ihr einander nicht liebtet und —“

Dora fuhr auf: „Wer hat das gesagt? Wer wagt es, das von Subaroff und mir zu sagen?“

„Das hat eigentlich niemand gesagt,“ antwortete Adrienne, über Doras Heftigkeit erschrocken, „aber ich dachte — ich glaubte —“

„Du brauchst nichts zu denken und zu glauben. — Aber sieh nicht so traurig drein, Adrienne — eines Tages, wenn du älter bist, werde ich dir vielleicht eine Geschichte erzählen, mein kleines Schwesterchen. Bis dahin aber sprechen wir niemals von mir, sondern — lieber von dir. Wie magst du zum Beispiel deinen Lehrer leiden?“

„Ach, ich habe ihn ganz gern. Er ist nett, mir manchmal etwas satirisch, und für mich ist es angenehm, daß ich jemanden habe, mit dem ich mich unterhalten kann, ich bin ja immer so allein.“

Dora lächelte. „Und worüber unterhaltet ihr euch denn?“

„O, über alles Mögliche, in den letzten Tagen haben wir oft von Liebe geredet.“ Adrienne sah so altflug vernünftig und wichtig drein, daß Dora in Lachen ausbrach.

„Nun, und zu welcher Ansicht über die Liebe seid ihr denn gekommen. Das interessiert mich.“

„Wir haben nicht immer die gleichen Ansichten, aber darin sind wir einig, daß niemand ohne rechte Liebe heiraten soll.“

„Glaubst du, daß er in jemanden verliebt ist?“

Adrienne nickte mit sehr schlauer Miene. „Eine Studentenflamme?“

„Nein, es ist Marie Köffler!“

„Was sagst du?“ Dora sah interessiert aus. „Ist er vielleicht schon mit ihr verlobt?“

Wieder nickte Adrienne. „Nun, dann hat er wenigstens keine großen Ansprüche.“

„Nein, ich sagte ihm auch, daß ich mich niemals in Marie verlieben würde —“

„Das sagtest du ihm? O, du herrliches Kind!“ Dora lachte.

„Er wurde darauf ganz böse und meinte, Marie sei eine echte, wahre Frau.“

„Ja, sie gehört gewiß zu dem Geschlecht, das jetzt im Aussterben begriffen ist — wenn es nicht in verbesserter Auflage durch solche wieder aufliebt, wie du, mein herziges Schwesterchen. Komm, gib mir einen Kuß, Kleine, Liebe! So — Adrienne! Und nun gehen wir heim!“

„Wo hast du denn Subaroff?“ fragte Gräfin von

Krusened ihre älteste Tochter, als die ganze Familie mit Einschluß des Kandidaten sich oben auf der Terrasse niedergelassen hatte, um die ersehnte Abendkühle zu genießen.

Dora, die eine Cigarette rauchte, zuckte die Achseln. „Weiß nicht genau — vermutlich in Wiesbaden, er wollte dorthin.“

„Hat er dir nicht geschrieben, seit er Petersburg verlassen?“ fragte die Mutter.

„Noch nicht,“ lautete Doras Antwort.

„Er wird doch wenigstens wissen, daß du hier bist?“

„Natürlich; ich schickte aufs Geratewohl ein Telegramm nach Wiesbaden, daß ich glücklich hier angekommen wäre.“

Die Mutter sah mit bekümmertem Miene zu ihr hin. Sie hatte nie das Vertrauen ihrer Tochter besessen und war viel zu scheu, um es für sich zu gewinnen. Doras Heirat war ihrer Mutter ein Rätsel gewesen, und sie wußte noch zu dieser Stunde nicht, wie sich eigentlich die Ehe gestaltet hatte.

Dora, die einen erstaunten Blick von Knorr aufgefangen, lächelte und fuhr fort: „Sehen Sie, Herr Kandidat Knorr — haben Sie aber einen harten Namen! — draußen in der großen, weiten Welt, da lebt man nicht in den kleinen, spießbürgerlichen Verhältnissen wie hier zu Hause. Mein Mann und ich sind übereingekommen, daß jeder seinem eigenen freien Willen folgen darf — das ist unser Ideal einer Ehe.“ Der Ton sollte gleichgiltig klingen, aber ein Unterton von Bitterkeit lag darin.

„Schönes Ideal!“ bemerkte der Graf mit seiner rauhen, etwas unsicheren Stimme.

„Ja, so können Ehen sein — für meine habe ich ja auch dir zu danken, Papa!“ Es lag bitterer Schmerz in dem Ton, mit dem sie dies äußerte.

Der Kandidat betrachtete sie erstaunt. Sie begegnete seinem Blick, warf ihre Cigarette fort und erhob sich so heftig, daß der Stuhl hinter ihr umfiel.

„Kandidat Knorr,“ sie schnarrte das r scharf, „haben Sie Lust, mit mir einen Spaziergang zum Fluß hinunter zu machen?“

Es schien, als folge er ihr widerstrebend. Sie blieben über eine Stunde fort, und als sie zurückkamen, hatten die übrigen Mitglieder der Familie sich zurückgezogen.

Einige Tage später waren Fremde auf Sighberg eingeladen, der Pfarrer mit seiner Familie und noch einige andre aus der Nachbarschaft. Ein lang ersehnter Regen war während des Tages gefallen, und obgleich er gegen Abend aufgehört hatte, war der Boden zu naß für die Gäste, um sich im Freien aufhalten zu können. Es kam darauf an, sich, so gut man konnte, im Hause zu amüsieren. Die älteren Herren spielten im Rauchzimmer des Grafen Schach oder Karten. Die Frauen saßen im großen Salon und disputierten über Haushaltfragen, Ernteaussichten und die Ansprüche der Diensthöfen. Die Jugend spielte im Saale Gesellschaftsspiele oder saß in Gruppen und Paaren im Vorzimmer. Einer schlug vor, man solle musizieren, und Marie Köffler wurde gebeten zu singen.

Sowie Marie das Zimmer betreten, hatte Knorr forschend ihre Toilette betrachtet und die Stirn gerunzelt, indem er sie steif begrüßte. Sie trug ein weißes, gewaschenes Kleid, in dem sie unvorteilhaft ausah. Der Rock war gedrückt worden und hatte sich dadurch so verkürzt, daß die breiten Füße in ihren plumpen Schuhen sofort in die Augen fielen. Die



Besuchstoalette.

Beschreibung Seite 43.

Schleifen auf der Rückseite standen ab wie steife Flügel; trotzdem fand der Kandidat, daß seine Angebetete an diesem Abend nichts weniger als engelhaft aussah. Sein Geschmack hatte sich in der Woche, wo er täglich Dora in verschiedenen Kleidern gesehen, was die Damentoilette betraf, bedeutend entwickelt.

Schüchternheit und dazu Unruhe über das deutlich bezeugte Mißfallen ihres Bräutigams hatten Marie das Blut in die Wangen getrieben, sodaß sie jetzt purpurrot aussahen.

Sie folgte dem Wunsche der Gesellschaft und begann zu singen. Ihre Stimme zitterte vor Angst, aber sie war glöckchenrein und weich. Sie wählte ihr Lieblingslied, das Knorr einst Thränen in die Augen gelockt hatte, als er es zum erstenmale von ihr hörte:

„Liebst du um der Schönheit willen,
Liebe mich dann nicht —“

Der Kandidat sah zu Dora hin, die auf der entgegengesetzten Seite des Salons saß. Er wünschte zu sehen, welchen Eindruck Mariens Gesang auf sie machte.

Dora saß, in ein dunkelrotes Seidenkleid gehüllt, das ihrem bleichen, leicht gepuderten Gesicht eine dunkle Blutverleih, nachlässig in eine Sofaecke gelehnt. Ihre Augenlider waren gesenkt und ihre Gesichtszüge so vollkommen unbeweglich, daß man nichts in ihnen lesen konnte, weder Mißbilligung noch Beifall.

Nachdem Marie noch gesungen:

„Ferne weilt er in grünenden Thälern“,

zog sie sich in eine dunkle Ecke des Zimmers zurück.

„Dora, willst du uns nicht etwas vorspielen?“ fragte ihre Mutter.

Dora erhob sich sofort und setzte sich ans Klavier. Ohne übertrieben musikalisch zu sein, begriff der Kandidat sofort, daß Doras Spiel an Virtuosität grenzte. Hier fand sich Kunst und Genialität mit einer hochentwickelten Fingerfertigkeit gepaart.

Sie spielte einen „Valse infernale“; schneidende Mißklänge, einen Tanz der Todesqual, wo die Angst unter dem trostigen Tummel verborgen liegt, und dazwischen einzelne Sätze voll unvergleichlich harmonischen Zaubers, wie Erinnerungen an eine entschundene Zeit der Unschuld, wie Sehnsucht zurück nach einem ungetrübten Dasein, wie ein Seufzer nach Befreiung und Vergebung.

Als sie geendet, ging sie sofort auf die Terrasse hinaus, ohne auf den mehr oder weniger aufrichtigen Dank ihrer Zuhörer zu warten. Nur der Kandidat, der bleich und erregt aussah, beeilte sich, ihr zu folgen.

Der Regen hatte aufgehört, es fielen nur noch vereinzelte Tropfen von einem dunklen, gleichmäßig trüben Himmel hernieder. Dora bog den Kopf zurück und öffnete ihre Lippen, als wollte sie die wenigen, kühlen Tropfen auffangen.

„Wie Sie spielen, Gräfin!“ rief Knorr aus. „Das ist Musik, aufreibend, vernichtend und dennoch bethörend!“

„Gerade wie das Leben,“ antwortete sie. „Was ist das Leben anders, als eine vernichtende Antwort auf die liebevolle Unschuld der Kindheit und die glänzenden Hoffnungen der Jugend? Es ist Qual und Jagen, Unruhe und Streit — und vor allem ist es Sehnsucht, Sehnsucht! Und daß man sich noch sehnen kann, das macht es so bethörend, das macht das Leben lebenswert.“

Sie streckte die Arme aus und blickte zum Himmel empor — ein verkörpertes Bild dieser Sehnsucht, die nie gestillt werden kann, aber durch ihre eigene, unbefriedigte Unruhe fortlebt.

Da ergriff auch ihn ein Sehnen danach, das Leben voll und reich zu leben — wie, wußte er nicht — nur fortzukommen aus all dem täglichen Einerlei, all den konventionellen Fesseln und Rücksichten. Und er gab ihr gegenüber diesem Sehnen in Worten Ausdruck, die von unterdrückter Leidenschaft zitterten.

Sie ließ ihre Arme sinken, und ihr Blick richtete sich einen Augenblick forschend und nachdenklich auf ihn.

Dann schüttelte sie den Kopf, und um ihre vollen Lippen spielte ein Lächeln. „Sie armer Junge — Sie Träumer, Poet und Philosoph — was wollen Sie draußen in der großen Welt? Bald würde das Leben Sie zermalmen. Sie passen besser in eine Denecke, einer spinnenden Dmphyale zu Füßen, wo Sie ein friedliches Familienleben führen können — o, welch ein entzückendes Jdyl!... Aber jetzt regnet es wirklich — schnell, ich muß hinein!“

Es war später Abend, als die Wagen vorfuhr, um die Gäste heimzubringen. Zufällig war der Wagen des Pfarrers der letzte. Der Bediente ging voran und leuchtete den Gästen die Terrasse hinunter.

Marie bildete die Nachhut mit dem Kandidaten, der sie zum Wagen begleiten wollte. „Bist du mir böse, Robert? Du warst den ganzen Abend so sonderbar gegen mich.“ Mariens Stimme zitterte, und sie hielt ihre Thränen nur mit Mühe zurück.

Knorr blieb stehen und zog sie plötzlich mit ungewöhnlicher Festigkeit an sich. „Verzeih mir, mein Lieb — ich war heute abend schlecht gegen dich, ich war nicht wie sonst, ich war schlechter Laune — wenn du mich nur lieb hast!“

„Das weißt du ja.“

„Ich meine so sehr, daß du fühlst, nichts in der Welt kann uns trennen, daß du immer nachsichtig sein willst und — mir verzeihen, wie heute abend?“

„Ich verzeihe dir, jetzt und immer — wie kannst du zweifeln?“

Er antwortete nur damit, daß er hastig ihre Wangen

küßte, gab sie dann frei und ließ sie zum Wagen eilen, wo man bereits auf sie wartete.

* * *

Dora fühlte sich wohl in Knorrs Gesellschaft. Sie war auf den Gedanken gekommen, mit ihm auszureiten. Erst hatte sie ihn geneckt, weil er zu Pferde eine so komische Figur machte, aber bald gewöhnte er sich an den Sport und ritt nun so gut, daß er Doras Billigung fand. Dazwischen gingen sie spazieren, oder er ruderte sie abends auf dem romantisch gelegenen See umher, wo die Wasserrosen von den durch das Boot aufgewühlten Wogen geschaukelt wurden.

Knorr war Dichter; er hatte bereits ein Bändchen Poesie veröffentlicht und wollte zu Weihnachten ein neues herausgeben. Er pflegte jetzt Dora seine Gedichte vorzulesen, und sie hörte sie gern, während das Boot vorwärts glitt, von lautlosen Ruderschlägen getrieben.

Sie interessierte sich für dieses „große Kind“, wie sie Knorr nannte. Das Träumerische in ihm, das sich in seinen poetischen Stimmungen ausdrückte, sprach sie an, während sie gleichzeitig eine Art von spöttischer Verwunderung darüber empfand, daß er, wie sie sagte, „noch so naiv und unentwickelt“ war. Er hatte etwas Zartes, Unberührtes, und er glaubte noch an ein Ideal und glaubte an die Frau. An sie dichtete er seine schönsten Lieder, ihr gab er seine besten Gedanken, seine innersten Gefühle und Stimmungen.

Von Marie hatten sie nie gesprochen. Der Kandidat schwieg aus Gründen, über die er sich selbst wohl schwer hätte Rechenschaft geben können, aber ein unbestimmtes Gefühl von Scham band ihm die Zunge.

Dora, die in allem andern sein Vertrauen besaß und in seine Seele hatte blicken dürfen, wie in ein aufgeschlagenes Buch, begriff, was der Kandidat dunkel zu ahnen begann, daß er noch immer für sein Frauenideal, seine Sangesmuse schwärmte, aber daß Marie ihm nur in seiner Phantasie als die Verkörperung dieses Ideals vorgeschwebt hatte. Würde sie ihm auf die Dauer genügen können — denn er war ja doch eine Dichternatur — und würde er nicht untergehen in einer Ehe mit ihr, in der zweifellos beider Dasein in dem täglichen Kampfe ums Brot aufgehen würde?

Und Dora, die überall eine Schar von Bewunderern um sich gehabt, die gewohnt war, an mehreren der glänzendsten Höfe Europas die Huldigungen der Männerwelt entgegenzunehmen — Dora, die man für so kalt hielt, wie den Schnee ihrer Heimat, die alle zu narren pflegte und mit ihrem kalten, eisigen Lachen verhöhnte — sie begann ein leises Gefühl des Triumphes zu empfinden, als sie sah, wie Knorr Tag für Tag immer mehr an sie gezogen wurde, wie seine Blicke mit immer größerer Glut sie verfolgten, und wie seine Hand zitterte, wenn sie ihm ihre gab.

Was wollte sie von ihm? — Danach fragte sie selbst sich nicht. Und that sie dies, so gab sie keine Antwort. Er interessierte sie, sie mochte ihn leiden, er machte ihr den Aufenthalt auf Eichberg angenehm, und sie, die es sonst nur einige Wochen dort ausgehalten hatte, blieb jetzt dauernd und fühlte sich wohl dabei.

Wie es enden würde? — O, er würde sie vergessen, sobald sie sich getrennt — er war „solch“ großes Kind“, und Kinder empfinden so leidenschaftlich, aber vergessen bald! Er würde einige glutvolle Lieder an sie dichten — aber das Leben würde dann mit seiner trockenen Wirklichkeit alles fortfragen. Die Zeit heilt ja alle Wunden — nein, doch nicht alle. . .

Knorr hatte vollständig aufgehört, den Pfarrhof zu besuchen. Marie hatte einige knappe Zeilen von ihm erhalten, in denen er ihr gesagt, seine Zeit sei so in Anspruch genommen, daß er sie noch nicht besuchen könne. Sie wurde traurig und nachdenklich — er hätte doch wohl Zeit finden können, sie, wenn auch nur einmal abends, aufzusuchen. Aber sie gab sich zufrieden und sagte sich, sie wolle ihr Gelübde halten und immer an ihn glauben, ihm immer ihre Liebe bewahren.

* * *

Das Boot glitt leise auf dem See dahin in der bleichen Mondbeleuchtung des Augustabends. Die Blätter der Silberweiden glänzten bei der zitternden Berührung der Mondstrahlen, wie sie sich sehnd zum Wasser herabsenkten, während die Stämme der zarten Hängebirken weiß schimmerten. Sumpfsprossen und Wasserlilien schaukelten träumend zwischen dem Schilf und tranken von dem wunderbaren Licht, das sich über sie ergoß.

Alles war still, kein Laut ließ sich hören. Nur das Zwittern eines Nachtvogels oder sein scharfes Pfeifen, wenn es im Schilf des Ufers raschelte.

Knorr stützte sich auf die Ruder und ließ die Strömung das Boot langsam vorwärts treiben.

Dora saß auf dem Boden des Bootes und hatte hinter ihrem Rücken ein Kissen gegen den Steuerstüz als Stütze gelehnt. Sie trug ein helles Gewand und darüber einen weißen Shawl mit eingewebten Goldstreifen, die im Mondlicht schimmerten. Ihren Hut hatte sie abgenommen und eine Hand über den Rand des Bootes ins Wasser getaucht. Bisweilen ließ sie einige Tropfen aufplätschern, sodaß sie sich im Mondlicht brachen und mit den Juwelen an ihren Fingern um die Wette blitzten.

Plötzlich zog sie ihre Hand heraus und trocknete sie mit ihrem Taschentuch. Ihr Blick glitt über das Gesicht des Kandidaten, dann zum klaren Sternengewölbe empor, wo er haften blieb.

Wie war sie schön! Wie ein Märchen aus „Tausend

und eine Nacht“, etwas mystisch Bezauberndes, etwas Fremdländisches, Erotisches lag über ihr, etwas geheimnisvoll Liebliches.

Sie war sehr still gewesen und hatte ihm kaum geantwortet, wenn er sie anredet. So schwieg auch er und schaute sie nur an — und sog mit wachsender Leidenschaft all den Zauber ein, der von ihrer ganzen Person ihm entgegenströmte.

Er sagte sich selbst, daß er sie liebe. Warum? Weil er nicht anders konnte, nicht anders wollte. Sie war nicht sein Frauenideal, sie besaß keine der Tugenden, von denen er dereinst geträumt, daß sie einen Mann glücklich und sein Heim zu einer Stätte der Behaglichkeit und des Friedens machen könnten.

Er liebte ihre dunklen, verschleierte Augen mit dem liebfolgenden, sammetweichen Blick, ihr reiches, dunkelbraunes Haar, ihren bleichen, matten Teint und ihre schlanke Figur mit den anmutigen Bewegungen. Er liebte ihre Stimme, wenn sie ihre rollende, weiche Sprache hören ließ, er liebte ihr spöttisches Lachen, ja selbst den Boden, auf den sie trat, die Luft, in der sie atmete und sich bewegte.

Sie brach das Schweigen, indem sie sagte: „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen — Sie können ein Gedicht darüber schreiben, wenn Sie Lust haben — sie handelt von einer meiner Freundinnen in Rußland.“

Wie sie dies sagte, begriff er sofort, daß er ihre eigene Geschichte jetzt hören würde.

Er zog die Ruder ein, lehnte die Ellbogen gegen die Arme und stützte seinen Kopf in die Hände, dann lauschte er mit atemloser Spannung ihrer Stimme, die gedämpft, melodisch in den stillen Abend klang mit einem träumerischen Tone, als erzählte sie nur für sich allein.

Sie hatte den Shawl über den Kopf gezogen und lehnte ihn nach hinten in das Kissen. Ihr Blick war mit fernsehendem Ausdruck aufwärts gerichtet, an ihm vorüber.

„Es war ein junges Mädchen, beinahe noch ein Kind, mit der unentwickelten Seele eines Kindes. Sie hatte sehr wenig vom Leben gesehen und sich meistens in einer Pension aufgehalten, als sie plötzlich im Alter von siebzehn Jahren in das Gesellschaftsleben der Großstadt hineingeriet. Sie war schon und zurückgezogen, aber in ihrer Weise amüsierte sie sich doch. Alles war so neu für sie, die bis dahin ein abgeschlossenes, einförmiges Leben in Schule und Haus geführt. Trotz ihrer Schüchternheit wurde sie recht „gefeiert“, wie man es nennt, aber sie merkte es selbst nicht, und eigentlich machte all das Gerede und Schmeicheln gar keinen Eindruck auf sie. Sie glaubte, das müsse so sein und sei bei allen jungen Mädchen ebenso. Sie wurde auf diese Weise in den drei Monaten, wo sie einer der neuesten Sterne in der aristokratischen Welt war, noch nicht vernünftig und bewahrte die Reinheit ihres Sinnes und die Unschuld ihres Herzens mit einer erstaunenswerten Naivität. Sie war mit ihrem Vater allein in der Hauptstadt; denn die Mutter hielt sich mit den jüngeren Geschwistern auf ihrem Gute auf. Eigentlich liebte sie ihren Vater nicht, da er ein großer Despot war; sie fürchtete ihn eher und war gewöhnt, wie übrigens die ganze Familie, ihm blind zu gehorchen.“

Eines Tages gegen Ende der Saison rief ihr Vater sie zu sich und teilte ihr ohne Umschweife mit, sie hätte einen Freier, der vom Vater schon ein Ja erhalten und noch am selben Tage sich bei ihr einfänden würde, um sich die Bestätigung dieses Jawortes zu holen; danach sollte die Verlobung sofort angezeigt werden, bevor sie in wenigen Tagen auf ihr Gut zurückkehrten. Sie hatte keine Ahnung, wer dieser Freier sein könnte, als ihr Vater zuerst davon sprach, aber als er ihn nannte, wallte ihr das Blut warm ins Gesicht. Es war ein Diplomat, bedeutend älter als sie, aber der Einzige, bei dessen Gegenwart ihr in diesen drei Monaten das Herz schneller geschlagen hatte. Sie hatten nur einige wenige Male miteinander gesprochen, und nur einmal hatte sie mit ihm getanzt — vor einigen Abenden auf dem Ball, den er selbst gegeben. Sonst tanzte er selten, sondern spielte mit den älteren Herren Karten. Und er — er, den die Damen im Scherz den „Ummahbaren“ nannten, weil er keiner den Hof machte — er begehrte sie, die Jüngste, die Schüchternste und Schwiegamste, zur Frau!

Sie konnte es nicht fassen; es war ein Rätsel, das sie verwirrte und ängstigte, während gleichzeitig doch ein kindlicher Jubel aus ihrem Herzen emporquoll: er liebt mich, mich! Sie murmelte etwas von Bedenkzeit, von Mama — aber ihr Vater antwortete kurz, daß sie nicht nötig. Die Sache sei abgemacht, und er hoffe, daß sie glücklich würde, denn ihre Stellung sei glänzend — sie könne niemals eine brillantere Partie machen, und alle würden sie beneiden.

Einige Stunden später stand sie ihrem Freier gegenüber. Er hatte im Vorzimmer auf sie gewartet. Leise glitt sie zur Thür hinein, aber dort blieb sie stehen, ließ schlaff ihre Arme hängen, hielt den Kopf gesenkt und die Augen geschlossen. Er trat an sie heran, ergriff ihre Hand und zog sie sanft neben sich auf ein kleines Sofa nieder. Sie brachte es noch nicht über sich, ihre Augen aufzuschlagen. Da sprach er, aber der Worte konnte sie sich nie entsinnen, so gewaltfam klopfte ihr Herz, und so sonderbar brauste es in ihrem Kopfe.

Gleich darauf fiel ihr ein, daß er noch kein Wort von Liebe gesprochen. Er war milde gewesen wie ein Vater, freundlich und beschützend, aber er hatte nicht nach ihren Gefühlen gefragt. Wie ihr Vater nahm er ihre Heirat als eine abgemachte Sache, sie wurde nicht weiter gefragt und brauchte nicht zu antworten. Es war fast eine Erleichterung, schien es ihr, aber gleichzeitig war es so leer und öde. Als er sie so peinlich sehen sah, erhob er sich bald und ging,

nachdem er sie auf die Stirn geküßt, ohne daß sie gewagt hätte aufzusehen.

Während der wenigen Tage, die noch bis zu ihrer Heimreise blieben, sah sie ihn nur in Gesellschaft ihres Vaters. Sie versuchte, weniger scheu zu sein, aber ein rechtes Gespräch kam nicht zwischen ihnen in Gang. Sie sprachen französisch, aber sie sprach nicht vollkommen fließend, und er berichtete lachend ihre Fehler. Beide redeten einander mit 'vous' an, und er nannte sie 'mon enfant' und 'petite'.

Während der sechs Wochen, die ihrer Hochzeit vorangingen, sah sie ihn nur einmal, nämlich als er am Tage ihres ersten Aufgebotes zu ihnen aufs Land gereist kam. Er hatte ihre Träume und Gedanken während dieser sechs Wochen viel beschäftigt. Sie hatte sich in ihrer Phantasie ein Bild von ihm ausgemalt, das sie mit allen Eigenschaften eines Helden schmückte, und mit dem ganzen Enthusiasmus eines siebzehnjährigen Mädchenherzens schwärmte sie für ihren Helden — ihren Bräutigam!

Sie hatte sich so nach ihm gesehnt, daß sie ihre Freude nicht verbergen konnte, als er kam, sondern diese strahlte ihm mit einer Wärme entgegen, die ihre Scheu durchbrach. Aber da war es, als zöge er sich mehr zurück — die väterliche Güte war dieselbe, aber es kam nichts von der Blut eines Liebenden dazu.

Da verschloß sie sich wieder und fragte sich zitternd und erstaunt, warum sie ihm nicht ihre Liebe zeigen dürfe. Denn sie liebte ihn, liebte seine männliche Schönheit, seine dunkelblauen Augen mit dem schwärmerischen Blick, sein stilles, trauriges Lächeln und seine weiche Stimme, wenn er sie 'petite' nannte.

Wenn sie verheiratet und in ihrem Heim allein wären, da würde alles anders werden, dachte sie, dann würden sie nur einander leben, dann würde sie wagen, die Arme um seinen Hals zu legen, ihr Haupt an seiner Brust zu bergen. Und er — er würde ihr alle die Liebesworte sagen, die sie in ihren wachen Träumen gedacht und die sie ersehnt hatte. — O, wie hatte sie sich gesehnt! Wie glücklich würden sie dann sein!

Die junge Braut und ihr Vater trafen den Bräutigam in der Stadt, wo der civile Teil des Ehegeschäftes durch den Bürgermeister vollzogen wurde. Der Bräutigam fand, daß dies genügen könnte, aber sowohl die Braut wie ihre Mutter hatten darauf gedrungen, daß daheim am selben Abend die Trauung von dem alten Pastor eingesegnet wurde, der im Jahre vorher das junge Mädchen konfirmiert hatte.

Kurz bevor die Braut ging, sich ihr weißes Hochzeitsgewand anzulegen, war sie mit ihrem Bräutigam in einem kleinen Salon allein.

Auf dem Standesamt war er sehr ruhig gewesen, und auch sie war nicht erregt — sie meinte, diese Ceremonie hätte nichts zu bedeuten, erst die priesterliche Trauung würde sie für das ganze Leben binden. Ihr Bräutigam war sehr bleich geworden, und über seine Augen hatte sich ein dunkler Schatten gelagert.

Er nahm ihre Hand und zog sie an sich heran. Sie gab dem Gefühl, ihm anzugehören, ihn mehr zu lieben als alles in der Welt, nach und schmiegte sich in kindlicher Hingebung an ihn, indem sie ihr Haupt zärtlich an seine Schulter lehnte.

Er zuckte zusammen und hob ihr Haupt, sodaß er ihr in die Augen blicken konnte. Sie schlug ihre Augen nicht nieder, und ihr Blick strahlte ihm entgegen, aber in dem ernststen Gesicht mit dem beinahe düstern Blick, der sie traf, fand sich nichts, das ihren Gefühlen entsprach. Er nahm ihre Hand, bat sie, sich neben ihn zu setzen und ihm zuzuhören, da er ihr etwas von großer Bedeutung für ihr ganzes zukünftiges Leben zu sagen habe.

Sie empfand Angst, und all ihre quälende Scheu kam zurück. Ihre Hand zitterte in der seinen, und er umfaßte sie stärker.

'Petite' — seine Stimme bebte, und es wurde ihm schwer, ein Wort hervorzubringen — 'petite, ich hätte es dir längst sagen sollen, aber ich kam nicht dazu —'

Im selben Augenblick stürzten ihre kleinen Geschwister ins Zimmer.

'Du sollst dich beeilen und dich umziehen kommen, Mama und die Friseurin warten auf dich, und du hast nur noch eine halbe Stunde Zeit und —'

Er hatte hastig ihre Hand losgelassen und sich mit einer Miene der Erleichterung erhoben.

'Au revoir, also,' sagte er mit schwachem Lächeln und verneigte sich vor ihr.

Sie betrachtete ihn unentschlossen, nachdenklich und ernst. Dann wandte sie sich um, nahm die Hand ihres Schwesterchens und ging aus dem Zimmer, um ihr Brautgewand anzulegen. Während der Trauungsfeierlichkeit überkam sie ein Gefühl des Friedens und großen Glückes. Er, der sie zum Ehemahl nahm, hatte sie unter hundert schöneren, begabterem und reicherem Mädchen erwählt, sie, das kleine, unbedeutende Landmädchen, sie, die durchaus keine hervorragende Schönheit und in seiner Gesellschaft immer so ungeschickt und dumm gewesen war. Ihr Herz strömte über in Dankbarkeit, und sie gelobte sich, nur seinem Glück zu leben, ihr ganzes Leben ihm ausschließlich zu opfern.

Als sie den Ring erhielt, sah sie mit thränengefüllten Augen zu ihm auf — aber warum war er so unnatürlich bleich? Fast hätte sie den Ring fallen lassen. Und was war das für eine Verzweiflung, die sie in seinen Augen las? Wie ein zum Tode Verurteilter sah er aus, nicht wie ein glücklicher Bräutigam.

Der Kuß, den er auf ihre Stirn drückte, war kalt — er machte sie schauern.

'Was ist das? Was ist das?' fragte sie sich, und ihr Herz krampfte sich in ahnungsvoller Angst zusammen. Aber sie hatte nicht viel Zeit nachzugrübeln und sich zu ängstigen, sie mußte sich wieder umkleiden, und eine Stunde später fuhr der vier-spännige Wagen vor, der sie zur Station führen sollte.

Dora Subaroff schwieg. Sie lag völlig bewegungslos, den Blick andauernd zu den Sternen emporgerichtet, den einen Arm unter ihrem Kopfe. Weder sie noch Knorr hatte es bemerkt, daß sie dem Wasserfall nahe gekommen, der jegliche Fahrt hemmte.

Da stieß das Boot auf einen Stein, drehte sich und legte sich etwas auf die Seite. Knorr ergriff schnell die Ruder, stieß vom Stein ab und drehte das Boot, indem er wieder den Fluß aufwärts ruderte.

'Wir hätten in den Fall kommen können — an den Steinen zerichmettert werden —' sagte er außer Atem.

Sie bewegte sich nicht, veränderte keine Miene. 'Nun, was weiter?' jagte sie gleichgiltig.

'Ist Ihnen das Leben so gleichgiltig, Frau Gräfin?'

'Manchmal — doch nicht immer; solange man noch hoffen, sich sehnen kann, kann man auch leben.'

(Schluß folgt.)

Die Schlittschuhläuferin.

Nachdruck verboten.

Stolze Linien auf dem Eise
Ziehst du, schlanke Läuferin,
Ich verfolge deine Kreise —
Ach und leise
Nimmst du mir das Herz mit hin!

Sieh! Zu welchem schönen Bunde
Sich hier Kraft mit Anmut paart —
Stauend Wort aus Männermunde
In der Runde
Lob und Beifall offenbart.

Aber du, auf Stahlesschwingen,
Eilst bald fort und bald zurück:
Also — mag auch Sehnsucht ringen,
Nachzudringen —
Naht und lockt und — fliehet das Glück!

fliehe denn, solange' die Fläche
Sich noch silberschimmernd spannt,
Ueber die gefror'nen Bäche —
Und die Schwäche
Werde nicht mehr Weib genannt!
A. v. Bieberstein.

Die Ausschmückung des Heims.

Von Ellen Key.

Nachdruck verboten.



Alle Frauen sehen ein, daß das Nützliche wohl zu schätzen ist. Recht viele begreifen, daß das Schöne etwas sehr Angenehmes ist. Aber daß die Vereinigung des Nützlichen und Schönen das allein Erstrebenswerte bleibt — wieviele sind sich dessen bewußt? Und auch bei den wenigen, die dies wirklich verstehen, findet man selten einen klaren Begriff davon, wie diese Harmonie zu verwirklichen sei. Noch seltener ist der energische Wunsch vorhanden, der unleugbar nötig ist, um die praktischen Schwierigkeiten zu besiegen, die der Verwirklichung eines schönen Heims im Wege stehen.

Die Ursache hiervon ist, daß auch die ästhetisch geweckte Frau noch das Streben nach dem Schönen als einen Reiz des Lebens auffaßt, aber nicht als eine Pflicht. Die Schönheit wird als ein Luxus angesehen, zu dem manche die Mittel haben, andre wieder nicht. Aber es ist im Gegenteil ausgemacht, daß jeder, der Schönheitsfinn hat, eine gewisse Harmonie zwischen dem Schönen und dem Nützlichen erreichen kann, wenn man das erstere nicht mit einem raffinierten Luxus verwechselt, der umgekehrt oft ein Hindernis für wirkliche Schönheit ist. Diese kann durch einfache Mittel und um geringen Preis geschaffen werden. Und indem die Frau der Schönheit nachstrebt, während sie gleichzeitig die Nützlichkeit im Auge behält, befriedigt sie nicht nur eine berechnete Forderung ihrer eigenen Natur, sondern sie übt auch einen tiefen Einfluß auf die Mitglieder des Hauses, dessen Seele sie ist. Auf das Gemüt der Kinder wirken die schönen Eindrücke erziehlend und veredelnd; die Erwachsenen werden durch die Empfindungen, die sie hervorrufen, erfreut, oft verfeinert, während die Frau selbst durch die Schaffensfreude, die die Ausübung einer Kunst immer mit sich bringt, glücklicher wird.

Wie falsch die Vorstellung ist, daß Schönheit im Heim nur durch Reichthum erzielt wird, sieht man u. a. in manchen mit kostbarsten Luxusgegenständen und Kunstgegenständen überlasteten Wohnungen, wo kein tiefes Schönheitsbedürfnis, kein persönlicher Geschmack seine Auswahl getroffen und den Dingen den Platz angewiesen hat, von dem aus sie wirken können; wo die allerzusammenhanglosesten Gegenstände zusammengeführt und vom Dekorateur geordnet sind! In einem solchen Milieu von Draperien und Kissen, Schirmen und Teppichen, Porzellanbildern und Brandmalereien, Statuetten und Gemälden wird der Schönheitsliebende von einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach dem geraden Gegensatz ergriffen, z. B. nach der Einheit und

Einfachheit eines altmodischen, ländlichen Zimmers mit hellen Möbeln, weißen Nesseluchgardinen und leeren Wänden! Aber er weiß, daß es solche Zimmer heutzutage nicht mehr giebt, daß selbst in den entlegensten Gegenden ihm das Ausdruckslose in Gestalt von Maraboutquets, japanischen Fächern, bunten Tellern, Delldrucken und andern wohlfeilen Kram entgegenzutreten wird. Viele Frauen haben nicht einmal so viel Geschmac, daß sie ein stilvolles, altväterisches Heim zu schätzen wissen, wenn sie ein solches erleben, noch verstehen sie, es den Forderungen der neuen Zeit entsprechend umzuwandeln, ohne es banal zu machen.

Das Nachfolgende ist daher hauptsächlich an alle jene Frauen gerichtet, die Sinn für das Schöne haben, aber es beklagen, daß ihnen nicht die Mittel zu Gebote stehen, ihre Neigung zu befriedigen; die sehzend stillose Möbel kaufen, weil bloß diese billig sind; die sich gezwungen glauben, ihre Bilder auf Tapeten zu hängen, deren unruhige, rotbraune oder schwarzgrüne Muster die Bilder ertöden; die mit Teppichresten schwärzlich die weiße Härte des Bodens zu verhüllen suchen u. s. w. Aber wenn diese Frauen bei der Gründung eines Hausstandes dem Beispiel einer mir bekannten, jungen Dame folgten: Modelle für einfache, aber stilvolle Möbel auszuwählen, die sie bei einem Landtischler machen ließ und denen sie dann selbst eine leichte Dekorierung von Farbe gab, so ließe sich — wenigstens in der Möbelfrage — das Nützliche, Schöne und Billige vielfach vereinigen.

Was die Tapeten betrifft, so kann man — indem man die allerwohlfeilsten einfarbigen kauft oder die gringraue oder milchgelbe Rückseite der mit aufdringlichen Mustern versehenen Tapeten im Notfall einfach nach außen wendet — mit ganz geringen Kosten die Wände in einen harmonischen Hintergrund für Möbel sowohl, als auch für Kunstgegenstände verwandeln. Nach einem sehr einfachen Rezept ist es ferner jedem möglich, den Fußboden seiner Wohnung selbst so zu streichen, daß er einen warmen, goldbraunen Farbenton erhält. Wer z. B. aus den billigen und stilvollen englischen Cretonstoffen selbst Kissen für seine Holz- oder Korbmöbel näht, wird auch in dieser Hinsicht leicht das Schöne mit dem Billigen vereinigen. Diese praktischen Winke könnten, dem Geschmac und den Verhältnissen des Einzelnen angepaßt, bis in die Unendlichkeit fortgesetzt werden.

Stimmloser Luxus löst ein Gefühl unbehaglicher Beklemmung ein. Kunstwerke, die in solchen mit thörichtem Zierat gefüllten Räumen aufgehäuft werden, können sich nicht geltend machen, weil ihnen die vornehme Umgebung fehlt. Die für den Nutzen berechneten Gegenstände sind so verballhornt, daß sie ihre Existenzberechtigung nicht mehr zeigen. Nur der schlechte Geschmac bildet sich ein, daß das Nützliche dadurch schön wird, wenn es mit allerlei Ausschmückung seine Bestimmung verliert. Aber kein Hausgerät ist schön, das nicht vor allem das Gefühl der Zweckmäßigkeit erweckt, und dann einer Zierlichkeit, die sich in voller Uebereinstimmung mit dem Zweck befindet.

In den letzten fünfundsiebenzig Jahren hat sich übrigens ein großer Fortschritt in Bezug auf den guten Geschmac vollzogen. Die Damen stiden jetzt keine Pferde mehr auf Sofasitzen, keine Vögel auf Schemel, und sie bemühen sich nicht mehr, ihren Zimmern durch weiße Schutzdecken auf den Möbeln eine gewisse Ähnlichkeit mit Trockenböden zu verleihen. Man sieht manchmal wirkliche Kunstwerke, z. B. Tischgedecke, auf denen die Farbe durch Tischläufer und Blumen einen siegreichen Einzug gehalten hat. Aber noch ist all das schöne Kunstgewerbe nicht mit den übrigen Anordnungen des Heims organisch verschmolzen. Die wenigsten Frauen behandeln ein Zimmer als ein Ganzes, wo alles, Farben und Formen im Zusammenklang wirken müssen; wo die Hauptsache hervorgehoben, die Nebensachen, seien sie auch noch so schön, untergeordnet werden sollen; wo man einmal eine Wirkung durch Ausfüllung eines leeren Raumes erreicht, ein andres Mal dadurch, daß man ihn leer läßt. Noch weniger verstehen, wie ein Kunstgegenstand am besten hervorgehoben wird, sowohl durch den Platz als auch durch den Hintergrund. Der Kupferstich z. B. verlangt einen einfachen Holzrahmen und macht sich am besten auf einer etwas hellen, etwa blaugrauen Tapete. Das Delgemälde hingegen fordert einen dunklern, am liebsten graugrünen Hintergrund, wie ihn die modernen englischen Tapeten bieten.

Hier giebt es jedoch für den Reichen, der alles ermöglichen kann, eine andre Gefahr, nämlich die, durch Stilrajerei dem Heim das Gepräge eines Museums zu geben, einer Ausstellung der Kunstindustrie mit Zimmern in Barock, Rokoko und Empirestil. Auch solche Zimmer entbehren für einen tieferen ästhetischen Blick des wirklichen Stils; denn sie sind um ihrer selbst willen entstanden, sie sind nicht, was alle Zimmer sein sollen: der Ausdruck der persönlichen Bedürfnisse und des Geschmacks der Bewohner, ihrer Gefühle, ihrer Erinnerungen, ihrer Geschichte! Großmutter's hochbeiniger Schreibtisch kann sehr wohl zwischen Möbeln anderer Art stehen, aber man darf nur seine noble Einfachheit nicht dadurch stören, daß man moderne Bibelstols darauf stellt. Großvater's schwerer Lehnstuhl braucht durchaus nicht in die Bodenkammer zu wandern; er muß nur in eine Ecke gehoben werden, wo er nicht im Wege steht, oder noch besser, wo er dazu einlädt, in Ruhe eine schöne Aussicht oder ein Bild zu betrachten. Es ist nicht notwendig, daß jede Wüste ein Piedestal erhält, aber äußerst wichtig ist es, daß keine Wüste auf einen mit Blüsch umhüllten Gegenstand gestellt wird; denn der weiche Stoff macht nicht den Eindruck tragender Kraft.

Solche und tausend andre Dinge lernt eine mit Schönheitsfinn begabte Frau einsehen, wenn sie anfängt über ihre eigenen Anordnungen nachzudenken und wenn sie bei der Wahl jedes kleinen Gegenstandes sich fragt, ob es Stil hat, das heißt nicht bloß seine Aufgabe erfüllt, sondern sie klar und vollendet ausdrückt, dadurch daß Zweck, Form und Dekoration miteinander harmonieren.

Warum z. B. ist die kurze und dickhalsige Weinflasche häßlicher als eine längliche, schmalfalsige? Vor allem, weil man aus der ersteren weniger leicht gut stilisierten Blumen geschmückt ist, aber einer häßlich, dessen Grund ein Bauernmädchen zeigt? Weil es lächerlich ist, auf einem gemalten Bauernmädchen zu essen!

Warum ist das einfarbige Blumenglas schöner als das mit Blumen bemalte? Weil die gemalten Blumen den Sinn des Blumenglases beeinträchtigen, der darin besteht, anspruchlos die lebenden Blumen hervorzuheben, nicht aber mit ihnen zu wetteifern. Warum erwecken künstliche Blumen und gefärbte Gräser Mißbehagen? Weil sie nur die Freundigkeit und Frische nachahmen, die die natürliche Blume in Wirklichkeit mitteilt.



Der Goldwäger und seine Frau. Gemälde von Quinten Massys (1466–1530).

Das Original befindet sich im Louvre zu Paris.

Anfänge des Genrebildes.

Hierzu drei Illustrationen aus dem Sammelwerk: „Das Museum“ (Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann).

Nachdruck verboten.

Dem Mittelalter war das selbständige Genrebild im heutigen Sinne unbekannt. Es gab zwar immer genrehafte Züge in der Ausstattung biblischer Vorgänge, ja sogar eingehende Darstellungen des häuslichen Lebens, aber diese waren doch immer nur Illustrationen kirchlicher Texte. Ein Sittenbild, aus dem allein der Beschauer ein Stück Leben herauslesen soll, war selbst noch in der Zeit der Renaissance ganz unbekannt. Der Schritt dazu war ein ähnlicher, wie er heute dem modernen Kunstbetrachter zugemutet wird, der nicht mehr nach dem Inhalt, sondern nach der künstlerischen Empfindung fragen soll.

Am meisten haben die Niederländer zur Entstehung des Genrebildes beigetragen. Die Brüder van Eyck mit ihrer Vorliebe zum Nebenächlichen, in das sich der eigentliche Inhalt des Bildes, das Porträt oder der religiöse Vorgang, kleideten, waren es, die den Uebergang zum Sittenbilde vorbereiteten. Der erste Künstler, der dann wirkliche Genrebilder schuf, war der Antwerpener Maler Quinten Massys, dessen Goldwägerpaar auf dem Bilde aus dem Jahre 1514 wohl noch die Porträts der Besteller zeigt, aber doch schon einem Gedanken von allgemeiner Bedeutung Ausdruck giebt. Das beweist u. a. die fein beobachtete lebenswahre Haltung der jungen Frau, die in dem kostbar ausgestatteten Gebetbuch liest, den Blick aber vom Golde nicht lassen kann. Das Gleiche gilt von Quinten Massys' Schülern, die z. B. in den beiden „Geizhalsen“ eine in jedem Zuge ausgeprägte treffliche Charakteristik der Habgier gegeben und in den Darstellungen der Bureaus von Geldwechslern und Advokaten, die von ihren Klienten Geld oder von Bauersleuten deren ländliche Erzeugnisse schlau und pffiffig einheimsen, ganz vorzügliche Zeit- und Sittenbilder geliefert haben.

Wir fügen zur Veranschaulichung dieser interessanten Anfänge des Genrebildes drei Probenbilder bei, die wir dem prächtigen Sammelwerke „Das Museum“, herausgegeben von W. Spemann in Berlin und Stuttgart, entnehmen. „Das Museum“, von dem bereits zwei Jahrgänge vorliegen, erscheint in jährlich zwanzig Hefen (je 1 M.) und bringt, wie schon der Titel sagt, Reproduktionen der Meisterwerke bildender Kunst aus allen Museen und Galerien. Das schöne Sammelwerk darf dank der wahrhaft künstlerischen, sehr stilvollen Wiedergabe der Originale und dem sehr lehrreichen und lesenswerten Begleittext aus der Feder unserer hervorragendsten Kunstgelehrten mit vollem Recht der Beachtung jeder gebildeten und kunstliebenden Familie aufs wärmste empfohlen werden.

Wenn es auch bloß ein Zweig mit herbstrottem Laub ist, ein Vogelbeeraft, eine Distel, die man im Winter in seine Vasen stecken kann, so ist all dies doch schöner, als die künstlichen Blumen. Warum ist die japanische Art, in einer Vase nur einerlei Blumen lose zu ordnen, in den meisten Fällen schöner als jedes andre Arrangement? Weil gerade dies den Eindruck der „Glückseligkeit der Frische“ giebt, den, daß die Blume noch wächst. Warum ist es geschmacklos, schöne Teller an der Wand zu befestigen, aber geschmackvoll, die Kannelierung eines Speisetales damit zu schmücken? Weil sie im leßtern Falle dekorieren und gleichzeitig bereit sind, ihrem Zweck zu dienen, was sie in ersterem Fall nicht thun.

Warum ist ein mit Stiderei bedecktes Tischtuch weniger ansprechend als ein glattes Tuch mit einer Bordüre? Weil der Zweck des Tuches, den Tisch zu schützen, den Zweck des Tisches, Dinge zu tragen, nicht verhüllen soll. Und dieser Zweck tritt besser durch die ebene Fläche des glatten Tuches als durch das mit Ornamenten gefüllte Tuch hervor — Ornamente, deren Linien außerdem durch die Dinge verstrümmelt werden, die man auf den Tisch stellt.

Warum ist eine helle, leichte Draperie um ein Fenster schöner als eine schwere, dunkle? Weil die letztere dem Zweck des Fensters, Licht einzulassen, widerspricht.

Warum ist der Delfarbendruck so oft häßlich, aber die gute Photographie schön in der Wirkung? Weil die letztere anspruchslos und ehrlich eine wirkliche, wenn auch schwache Vorstellung des Kunstwerks giebt, während der Delfarbendruck die Farbenwirkung meistens auf mangelhafte Art nachzuäffen sucht.

Tausend andere „Warum“ lernt man in demselben Maße beantworten, wie man jene Erziehung des Auges und des Gedankens sich aneignet, deren Resultat der gute Geschmack ist. Je mehr dieser Geschmack geübt wird, desto feiner ist die Auswahl, desto sicherer das Urtheil, desto größer der Eifer, wenn es gilt, das Nützliche und das Schöne im Hause zu vereinen und so auch nach außen hin die für ein glückliches Heim notwendige Harmonie zu erzielen.



Anwalt mit seinen Klienten. Gemälde aus der Schule des Quinten Massys.

Das Original befindet sich in der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden.

Im Häuschen.

Skizze von A. Kjerrmann.

Nachdruck verboten.

„Das Mädchen“ war ihr Name, ja, doch den hatte sie natürlich nicht in der Taufe bekommen. Getauft war sie Wilhelmine, und der Name wurde im gewöhnlichen Leben in Mine abgekürzt. Und so hatte sie wohl auch in der ersten Zeit, als sie im Hause diente, geheißt. Das war aber schon so lange her, daß man es schon fast vergessen hatte. Seit den letzten zwanzig Jahren wurde sie von allen „die Alte“ oder „das Mädchen“ genannt.

Und er paßte so gut, dieser Name. Er führte sie gleichsam heraus aus der Klasse der gewöhnlichen Minas, Linas und Linas, da es ein Schmeichelname war, den die Zärtlichkeit gegeben, und er gab ihr einen weit höheren Platz im Hause, als die erlangen können, die jedes oder jedes andre Jahr kommen und gehen.

Sie war keine Fremde in der Familie. Sie war mit ihrem Herzen in ihr festgewachsen und die Familie mit ihr in den siebenundvierzig Jahren, die sie ihr diente. Und die Kinder, die nun um sie herumsprangen, waren die vierte Generation, der sie ihre Pflege widmete. Sie hatte bei deren Urgroßmutter die Stelle angetreten, als die Großmutter der Kinder sechzehn Jahre alt war, und folgte dieser, als sie sich verheiratete, und ging dann zu deren Kindern.

Und der Dienst war nicht immer leicht gewesen. Sie hatte wohl die guten, aber auch die bösen Tage mit erlebt, und diese bösen Tage hatten ihr das Gemüt bewegt und die Hände schwielig gemacht, als wenn sie eigene Not zu tragen hätte. Die Müdigkeit peinigte ihre Glieder jeden Abend lange, bevor sie sich zur Ruhe legen konnte. Und in solchen Stunden begann sie zuerst von dem „Häuschen“ zu sprechen.

Das war nun über dreißig Jahre her.

Wenn sie nicht mehr nötig war — das war natürlich eine selbstverständliche Bedingung — so wollte sie sich für ihre Sparpfennige ein eigenes Häuschen kaufen. Das sollte nur aus einem Stübchen bestehen, denn weiter reichten die Schätze wohl nicht. Na, vielleicht könnte auch noch eine Küche dabei sein, und dann wäre es ja großartig.

In den Vororten gab es bestimmt verschiedene kleine Nestchen, die nicht so teuer waren. Aber jedenfalls mußte das Häuschen in der Nähe der Hauptstadt stehen, denn dort war sie geboren, und da war sie festgewurzelt, und da wollte sie all' ihr Lebtag bleiben.

Bei ihrem Bruder in der kleinen Provinzstadt würde sie natürlich Wohnung und Kost für wenig Geld bekommen. Aber hu, die Residenz, ihren Geburtsort verlassen? Nein, das wußte sie ganz genau, das könnte sie nicht überleben!

Ganz anders wäre es doch, wenn sie im eigenen kleinen Häuschen wohnte, mochte es auch noch so weit draußen in der Vorstadt liegen. Wie würde sie es dort so ruhig und gut haben! Und ihre müden Glieder könnten sich den größten Teil des Tages ausruhen, denn das bißchen Arbeit, das sie als Aufwärterin oder dergleichen zu verrichten haben würde, um sich das Essen zu verdienen, könnte sie ja nicht lange aufhalten. Und in ihrer Hütte würde sie die Wirtin sein, und die Herrschaft mit gutem, heißem Kaffee am weißgedeckten Kaffeetisch empfangen, und immer sollte die weiße Serviette auf dem Tisch am Fenster liegen.

O, sie besaß schon ein bißchen Hausgerät: vier silberne Theelöffel, ein Milchfännchen, einen Brotkorb, einen Kaffeetopf und etwas Tischzeug. Das war immerhin ein Anfang, und wenn sie nur zu sparen verstand, würde es schon mehr werden.

Die geringste Kleinigkeit, die sie bekam, die sich zum Aufbewahren eignete, legte sie fortan in den Kommodenkasten mit einem frohen: „Das werde ich gebrauchen, wenn ich in mein Häuschen ziehe,“ oder „damit werde ich mich fein machen, wenn ich erst in meinem Häuschen bin.“

Und die Jahre vergingen. Sie gingen in langer Reihe. Die Kommode wurde voller, und immer öfter wurde vom „Häuschen“ gesprochen. Aber das wurde nicht gekauft.

Das Mädchen war immer noch nötig, und wenn auch andre Hände schaffen und ihre Arbeit thun könnten, so war es doch so schwer, sie zu entbehren; denn keine



Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Die Greihälse. Gemälde aus der Flämischen Schule, wahrscheinlich von Jan Massys (1509—1575).

Das Original befindet sich im Windsor Castle.

war so treu und zuverlässig und mit allem vertraut wie sie, die Alte.

Schließlich begann sie den Gedanken an das Häuschen einer Veränderung zu unterziehen. Es würde doch vielleicht sehr einsam sein, dachte sie, so weit draußen am äußersten Ende der Stadt, denn in den mittleren Stadtteilen gab es natürlich keine Häuschen mehr. So wurde das Häuschen zu einer Stube. Doch ein einzelnes Zimmer war auch gerade da schwer zu haben, wo sie es haben möchte. Es dürfte nicht weit fort von der Herrschaft sein und nicht zu teuer. Und so kam ihr eines schönen Tages der Gedanke an ein Mägdeheim.

Dort sollte es ja so gut sein. Es kostete so gut wie nichts, und wenn man auch kein Zimmer für sich allein bekam, so war das vielleicht nur ein Vorteil; denn dann brauchte man nicht allein zu sitzen und zu empfinden, wie lang doch der Tag sei.

In der Familie wollte man nicht gern davon hören. Die älteren hielten es für Phantasien, die, wie man hoffte, nie verwirklicht werden würden, und die jüngeren nahmen es für eine Drohung, um ihnen einen Schrecken einzujagen, damit sie artig wären. Denn sobald sie artig waren, wurde nichts mehr davon gesagt, daß das Mädchen fort von ihnen gehen sollte.

Aber die Jahre machten den alten Rücken immer müder und müder, und man fand, daß man nicht mehr das Recht hätte, sich dem Mädchen mit ihrem Bedürfnis nach Ruhe zu widerlegen. Da die Wohnung eng war, konnte man das Mädchen nicht vor Unruhe und Kinder-

geschrei schützen, und das Zugreifen und Helfen konnte sie ja auch nicht lassen, wenn sie im Hause war.

So brach denn schließlich der Tag herein, an dem sie ihr altes, liebes Heim verlassen sollte. Sie hatte wohl gewußt, daß ihr das Scheiden schwer werden würde. Wenn sie nur daran gedacht hatte, war es ihr stets gewesen, als zöge sich etwas in ihrer Brust zusammen. Doch sie hatte sich Mut zugesprochen und sich gesagt, daß es ja eigentlich keine Trennung sei; denn sie würde doch jeden Tag zu ihrer Herrschaft kommen und da bleiben, solange sie wollte, und nur dort draußen im Mägdeheim sein, um sich auszuruhen.

Aber sowie sie am Morgen ihre Schubladen öffnete, um das Letzte zum Umzug zu ordnen, war es vorbei mit allen Vernunftreden. Ihr war, als sollte sie fort für immer. Das ging ihr in ihrem armen, alten Kopf herum. Sie wußte nicht mehr, wo sie das und das hingelagt hatte. Die Thränen rannen ihr über die Wangen, ohne daß sie sie trocknete, und während sie mechanisch ihre kleinen Gefäßigkeiten hineinlegte und wieder herausnahm, flüsterte sie unaufhörlich vor sich hin, wie um sich zu betäuben: „Es wird wohl besser!“

Ehe man daran dachte, standen schon die Männer, die den Umzug besorgen sollten, im Zimmer, nahmen die alte, schwere Kommode und trugen sie hinter auf den Karren und luden den Bettsack, den Koffer und die Bündel auf. Und dann kam der Abschied: nur ein Nicken und ein Streicheln; man durfte nicht sentimental werden und es auf keine Weise ernst nehmen, denn wie würde es sonst gehen!

Man hatte ja verabredet, daß das Mädchen aus dem Heim gleich zurückkommen sollte, sobald sie die Sachen an ihren Platz gestellt hatte. Das lohnte nicht, daß sie heute noch auspackte und einräumte. Sie würde heute wieder hier umhergehen und den kleinen Jungen hüten wie alle Tage, nur hätte sie dann ein eigenes Zimmer, wo sie nachts ungestört ruhen konnte. Daß dies ein bißchen entfernt lag — daran brauchte sie ja nicht zu denken.

So eilte sie denn dem rüttelnden Karren nach, der so schnell über die Pflastersteine rasselte, daß sie atemlos vor Eifer ihm kaum folgen konnte. Als sie vor dem Heim angelangt waren, wurden die Sachen in aller Eile die Treppen hinauf und ins Zimmer gebracht.

Da stand nun die alte, hohe, einfache, tannene Kommode und lehnte sich gegen die Wand am Fenster. Der Koffer drückte sich an sie wie ein erschrockenes Kind an seine Mutter. Die Bündel lagen in einer Ecke zusammen, und das Mädchen selbst saß pustend in der Sofaecke und starrte gerade vor sich hin, ohne etwas zu sehen, und wunderte sich, wie es eigentlich zugegangen sei, daß sie hierher gekommen.

Doch bald wurde sie aus ihren Grübeleien herausgerissen und mußte ein heiteres und freundliches Gesicht machen; denn ihre Zimmergenossin fing ein Gespräch mit ihr an.

Sie war ein großes, etwas spitznäsiges Frauenzimmer, das „Fräulein“ genannt zu werden beanspruchte, und sah aus, als wollte sie für eine Gesellschaftsdame oder für etwas andres Bornehmes gelten. Sie war sehr gnädig und herablassend und ermahnte das Mädchen, es sich recht heimlich zu machen, lobte das Zimmer und erklärte, daß es ihr sehr gut hier gefiele, und so würde es wohl der Alten ebenfalls gefallen. Das einzig Unangenehme wäre, daß sie bald zu dreien das Zimmer bewohnen sollten, obgleich die Vorsteherin so gut wie versprochen hätte, daß nicht mehr als zwei sich darin teilen sollten. Aber wenn gute Eintracht herrschte, wäre der Raum schon groß genug.

„Ja, ja, das wird schon gehen,“ sagte das Mädchen, ohne eigentlich zu wissen, was sie antwortete. Doch fühlte sie, daß man erwartete, sie solle etwas sagen, woraus man entnehmen könne, daß sie erfreut und zufrieden sei. Aber es stieg in ihr ein so sonderbares Gefühl auf. Es saß in ihrer Brust und nahm immer mehr Platz ein, sodaß sie schlucken und schlucken mußte, um zu versuchen, es hinunter zu bringen. Sonst wäre es vielleicht in ihren Kopf gestiegen und hätte sie wahnsinnig gemacht. Ach was, am besten war es, an etwas andres zu denken!

Sie sah sich im Zimmer um. Es war wirklich ganz nett. Groß und hell, mit zwei Fenstern, helle, blumige Tapeten, weißer Fußboden, ein hoher Spiegel. Wahrscheinlich hatte der einer feinen Wohnung angehört. Und das Sofa, auf dem sie saß, das sollte sie nun selbst haben. Die Vorsteherin hatte das letzte Mal, als sie mit ihr sprach, gesagt, daß sie der Alten ein hübsches Sofa anschaffen würde, auf dem sie des Nachts gut liegen und am Tage gut ruhen könnte. Und da stand es nun, weich und hübsch, mit schwellenden Kissen, um den Kopf darauf zu legen, und sie einladend, sich darauf auszustrecken.

Die Alte lehnte sich jedoch nicht einmal zurück und versuchte garnicht, wie wohlthuend sie die Stütze im Rücken empfände. Sie saß, wo sie saß, und dachte daran, daß sie wohl den Koffer und die Bündel wenigstens beiseite rücken müßte, damit sie nicht so sehr im Wege ständen. Aber ehe sie damit zu stande gekommen war, trat die Vorsteherin ins Zimmer.

Es war ein Fräulein in mittleren Jahren, von gutem Aussehen, mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen. „Sieh, da sind wir ja, Mädchen,“ sagte sie und klopfte der Alten auf die Schulter, „nun, wie gefällt es Ihnen hier?“ „Ach, Fräulein,“ sagte das Mädchen hastig, denn das wunderliche Gefühl war wieder gekommen, und sie mußte von neuem schlucken und schlucken.

Die Vorsteherin blieb steif und starr stehen wie ein Pfahl. Sie hatte Lobreden und Dankesworte erwartet und bekam statt dessen eine ganz unzufriedene und unhöfliche Antwort auf ihre freundliche Frage. Sie konnte ja unmöglich wissen, daß das Mädchen weder an die schönen, blumigen Tapeten, noch an den feinen, hohen Spiegel, noch an das weiche Sofa oder an sonst etwas in dem gemütlichen Zimmer gedacht hatte, sondern statt dessen nur an das, was darin fehlte: trippelnde, kleine Kinderfüße, helle, kleine Stimmen, liebe Gesichter, die das Mädchen tagtäglich gesehen, viele, viele Jahre lang, und Hände, die sie geküßt hatte, als sie klein waren, und die ihr das nun mit zärtlichem Streicheln über ihre runzligen Wangen vergalt. Der Gedanke an all das war es, der dies Gefühl des Ertückens in ihrer Brust hervorrief, der das unhöfliche „Ach, Fräulein“ auf ihre Lippen gebracht hatte und der immer schwerer zu ertragen, ja zuletzt so unerträglich ward, daß sie plötzlich das Zimmer verließ und sich auf den Weg machte.

Daß sie das Fräulein gekränkt hatte, wurde ihr nicht eher klar, als bis sie sich auf der Straße befand. Und da war sie sehr unglücklich, daß sie sich so hatte benehmen können; denn das Mädchen war immer bescheiden und höflich, und es lag ihr daran, es jedem recht zu machen.

Bald war sie indessen wieder im alten Herrschaftsheim, und der Tag verging wie alle andern Tage. Sie ging mit dem kleinen spazieren, half ein bißchen in der Küche und griff hier und dort zu. Man sprach nicht davon, daß es ein ungewöhnlicher Tag war; denn dann wäre es nicht so gut gegangen. Aber sie selbst konnte es

natürlich nicht lassen, an den Abend zu denken, an den ersten Abend, wo sie nicht zu Hause schlafen würde. Zu Mittag konnte sie nur ein bißchen Suppe essen. Alles andre blieb ihr im Halse stecken, und nur nach vielem Nötigen brachte man sie dazu, ein paar Butterbrote mitzunehmen, als sie am Abend fortging.

So war es denn wirklich Ernst. Die Thür schlug hinter ihr zu, und sie ging hinaus in Dunkel und Einsamkeit.

Nie war ihr die Straße so düster und schmutzig, das Wetter so nasskalt erschienen. Sie schauerte unter dem dicken Shawl. Und niemals war ihr der Weg so schwer und sie so müde geworden.

Schließlich war sie doch vor dem Mägdeheim angelangt, und nicht lange danach lag sie auf dem schönen Sofa, wo sie sich ausruhen konnte, so lange sie wollte, ja, ganze Tage lang, wenn sie Lust dazu hatte.

Nun konnte sie Raft und Ruhe haben, nach denen sie sich dreißig, vierzig Jahre lang gesehnt hatte. Kein Kindergeschrei würde des Nachts sie wecken, keine Unruhe um wartende Arbeit würde sie früh am Morgen aus dem Bette treiben. Niemand würde sie rufen. Niemand würde Hilfe von ihr verlangen. Sie konnte solange, wie sie wollte, auf dem schönen Sofa liegen in dem hübschen, gemütlichen Zimmer.

Aber die Gedanken wollten nicht ruhen und wollten auch nicht in der stillen Freistadt bleiben, wo sie Ruhe nach des Lebens Mühe finden sollte. Die gingen ihren eigenen Weg, und der führte immer nach der alten Heimat.

Wie es dort wohl jetzt zuging? Ob der Kleine noch nach ihr schrie, wie er es that, als sie heut abend fortging? Wer trug ihn nun umher? Vielleicht waren sie böse gegen ihn und ließen ihn sich in den Schlaf weinen, wenn er in der Nacht erwachte, statt ihn auf den Schoß zu nehmen, ihn zu trösten und mit ihm zu plaudern. Doch vielleicht war das wirklich „Bewöhnen“, wie sie immer sagten? Vielleicht würde er wirklich artiger, wenn man sich nicht so viel um ihn kümmerte? Dann war es ja eigentlich gut, daß sie fortkam. Und vielleicht hatte er sie schnell vergessen? Nach kurzer Zeit hatten wohl alle zusammen sie vergessen. Und wenn sie krank wurde und nicht selbst hingehen und sie besuchen konnte, kam wohl keiner zu ihr, wenigstens nicht allzu oft. Die hatten keine Zeit, und der Weg war weit . . .

Es wurde dunkel und schwarz vor ihr. Es war ihr, als ob sich das Grab geöffnet hätte, um sie lebendig zu verschlingen und das kleine Sofa der Sarg gewesen wäre.

Das kleine, weiche Sofa, es war ganz und garnicht der gute, ruhige Ort, von dem sie geträumt hatte. Sie ängstigte sich und warf sich in der Nacht umher, und die garstigen Gedanken ließen sich nicht im geringsten dadurch mäßigen, daß sie unaufhörlich die Worte wiederholte: „Das geht wohl vorbei, das geht vorbei.“

Auch als der Morgen kam, hatte sie diese Gedanken noch nicht meistern können. Gestern abend hatten sie sie gebindert, auch nur einen Bissen zu essen, und heute war es ebenso unmöglich. Sie ließen auch nicht zu, daß sie irgend etwas vornahm. Sie wollte die Bündel und den Koffer auspacken und die Sachen in die Kommodenschubladen ordnen, damit der Koffer hinauf nach dem Boden geschafft werden könnte. Aber sie konnte nicht. Wenn sie nur versuchte einen Finger zu rühren und etwas anzufassen, so hatte sie ein so wunderliches Gefühl in der Brust, und das schnürte ihr den Hals zu, sodaß sie ersticken zu müssen glaubte.

Während die Zimmergenossin den Fußboden säuberte, stand sie am offenen Fenster und sah hinaus nach der Straße. Es war eine Seitenstraße, die einige Häuser weiter von einer größeren gekreuzt wurde.

Diese Straße kannte sie wohl. Sie war diese Straße so viele, viele Male gegangen, immer von der alten Herrschaft zu der jungen, bis sie endlich ganz zu der jungen zog. Sie sah sich selbst, mit dem Korbe am Arm die Straßen entlang laufen; denn immer hatte sie es eilig gehabt. Und die Erinnerung stieg mächtig in ihr auf und erweckte wieder das Gefühl, das sie vom Fenster fort trieb und sie ruhelos hin und her gehen ließ.

O, dieses Gefühl! Wie schrecklich, daß man es nicht los werden konnte! Was konnte sie nur so erregen, als sie diesen Weg sah? Sie verstand es selbst nicht. Sie wußte nur, daß sie krank werden würde und daß ihr aus allem, was sie sah, das schwarze Grab entgegenkäme. „Geh nicht hin zu ihnen,“ sagte die Zimmergenossin, als Mädchen sich Tuch und Shawl umband, um sich nach der alten Heimat zu begeben, „auf die Weise wird es nie besser!“

Das war wohl ein kluger Rat, aber das Mädchen fühlte, daß ihr Kopf zerpringen müßte, wenn sie nicht hinging. Und darum ging sie.

Sie schritt wieder durch die Thür der alten Heimat und wurde mit Liebkosungen von ihrer Herrin empfangen, die sie einst auf den Armen geniest hatte.

Aber nun war alles Verschleiern zu Ende. Es war nicht möglich, weiter so zu thun, als ob sie nur von einem Ausgang heimkomme oder in einem andern Zimmer die Nacht über geschlafen hätte. Es war Trennung gewesen, und es würde Trennung bleiben.

Die alten Augen füllten sich plötzlich mit Thränen, die jüngern auch, und während das Mädchen dasaß, ihre runzlige Hand zwischen zwei andern, die sie streichelte und wärmten, da kam ihre ganze Leidensgeschichte zu Tage. Es war sonderbar. Sie konnte sich selbst nicht ver-

stehen. Sie mußte wohl ein wunderliches Menschenkind sein. Alles war ja so schön. Ihr neues Zimmer da draußen war hübsch, das Sofa war hübsch, die Zimmergenossin war nett und anständig, die Vorsteherin so freundlich, und sie that alles, um ihre Schützlinge zufriedener zu stellen; sie hätte ihre größte Freude daran, wenn sie das wären, hatte sie gesagt. Und doch . . . doch war es so schwer für das Mädchen da draußen. Das kam gewiß daher, daß sie einen „Nerv“ in ihrer Brust hatte, und der that so weh bei dem Allergeringsten, geradezu um nichts mitunter. Wenn sie nur an das Allerunschuldigste dachte, wie an die kleinen, niedlichen Schuhe des Jüngsten oder an die guten Butterbrote, die Frauchen ihr zu schneiden pflegte, so schmerzte dieser „Nerv“ so schrecklich, und die ganze Brust that ihr weh. O, das würde noch ihr Tod!

„Ist es so schwer, armes Mädchen?“ sagte ihre Herrin zärtlich. „Aber doch wohl nicht schwerer als sich abmühen und schleppen müssen und dabei immer so müde sein.“

„Doch, schlimmer, viel schlimmer!“ antwortete die Alte. „Aber dann komm doch wieder zu uns!“

Das Mädchen machte eine schnelle Bewegung mit dem Schürzenzipfel nach den Augen, um die hervordrehenden Thränen zu trocknen. Dann sah sie mit einem nachsinnenden Blicke auf, als ob sie über etwas nachsann. Der Vorstoß lag am augenscheinlich nicht ganz unerwartet. Und dann trocknete sie von neuem ihre Augen, als ob die Thränen noch immer rannen.

Nein, nein, wie würde das aussehen? Das wäre doch wohl zu unsinnig! Was würde das Fräulein draußen im Mägdeheim sagen, wenn man solche Quengeleien machte, sie, die schon vorher so gekränkt darüber war, daß das Mädchen sich so dumm betragen hatte. Nein, das ging durchaus nicht! Man mußte sich schon vor den Leuten zusammenehmen, wenn es auch noch so schwer ging. Sie mußte aushalten und versuchen, wenigstens einen Monat zu bleiben — auf jeden Fall eine Woche.

Ihre Herrin lächelte, nun sah das Mädchen doch schon ein bißchen fröhlicher aus.

„Ja, überlege dir's, Mädchen,“ sagte sie, „ich wage nicht dich zu bitten, denn ich weiß ja, daß es hier im Hause keine Ruhe für einen armen, alten Rücken und müde Beine giebt, aber denke selbst darüber nach!“

Und dann ging jeder auf seinen Platz, um die täglichen Beschäftigungen aufzunehmen.

Ueberlegen, ja! Das Mädchen sollte nachdenken! Ja, sie versuchte es schon, versuchte sich an ihre steifen Glieder und den müden Rücken zu erinnern, versuchte sich zu sagen, daß sie wohl besser dort draußen bliebe, wenn sie sich nur erst gewöhnt hätte. Aber sie kam mit ihren Gedanken nicht weit; denn gleich fing der „Nerv“ wieder an zu schmerzen, und wie konnte sie dabei denken! Der schmerzte und stach immer gleich bei allen möglichen Gelegenheiten. Sowie sie den Kleinen auf ihren Schoß nahm, oder wenn sie den leeren Platz ansah, wo ihre Kommode gestanden, oder das Sofa, auf dem sie nachts gelegen hatte, oder wenn sie nur irgend eine Kleinigkeit sah, die sie vergessen hatte mitzunehmen, gleich schnitt das in den „Nerv“ ein. Nein, sie konnte nicht denken. Sie würde krank, wenn sie denken müßte. Und sie war nun schon wieder so müde und zu Ende.

Und dann kam abermals der Abend, der dunkle Abend, wo sie wieder hinaus sollte. Sie war ja wie ein Fremder, der hier nichts zu suchen hatte, sondern fort, hinaus in die Nacht mußte.

Als sie schon den Shawl und das Tuch umgebunden hatte und im Begriff war, fortzugehen, kam ihre Herrin zu ihr heraus. „Na, Mädchen, wie wird es also?“ sagte sie halb scherzend. „Kommt Mädchen morgen wieder und bleibt für immer bei uns?“

Die Alte schwieg einen Augenblick, dann sah sie auf zu ihr mit einem stillen, matten Blick, dem Blick eines übermüdeten Kindes, das nicht länger gegen den Schlaf ankämpfen kann.

„Ja, Frauchen,“ sagte sie, „das wäre vielleicht das Beste. Denn der Nerv hier, der Nerv! Wenn ich nicht ein so wunderliches Menschenkind wäre!“

Sie konnte nicht weiter; denn sie lag in ihres Frauchens Armen und bekam Liebkosungen und Willkommen-grüße für den morgenden Tag. Und dann ging sie fort, um noch einmal auf dem hübschen Sofa in dem gemütlichen Zimmer zu schlafen, das ihr Allenteil, ihre Ruhestätte hatte werden sollen. Und an diesem Abend lag sie ganz ruhig und gut, denn der „Nerv“ schmerzte nicht mehr.

Statt dessen war freilich eine gewisse Unruhe in ihr, was wohl die Menschen zu ihrem thörichtesten Benehmen sagen würden, und wie die Vorsteherin die Sache aufnehmen möchte. Aber das war doch nichts gegen das, was sie gestern durch den „Nerv“ hatte erdulden müssen. Und so ging sie am folgenden Morgen ganz mutig hinein zur Vorsteherin.

„Nun, kleine Mina,“ sagte diese freundlich, denn sie hatte sich vorgenommen, mit der Alten Nachsicht zu haben, „wie geht es Ihnen heute? Nun gefällt es Ihnen wohl schon besser?“

„Nein, liebes Fräulein, ich möchte bitten, wieder fortziehen zu dürfen.“

Das Fräulein starrte sie stumm und erstaunt an und wurde womöglich noch steifer als am Tage vorher. Dies war denn doch eine Undankbarkeit, die sie nicht fassen konnte. Hatte man nicht alles, was möglich war, für sie gethan? War das Zimmer nicht groß und freundlich? War es nicht feim mit seinem hohen Wandspiegel und

seinem weißen Fußboden? War das Sofa nicht so weich und schön, wie die Alte es sich nur wünschen konnte? Und hatte sie, das Fräulein nicht sogar versprochen, das Zimmer noch schöner zu machen dadurch, daß sie hübsche Gardinen an den Fenstern anbrachte? Was konnte man noch mehr verlangen, um zufrieden und froh zu sein?

Und obgleich das Mädchen anfing, ihr eifrig, bescheiden und umständlich alles vom „Nerv“ und dem „Gefühl“ und den „Gedanken“ zu erklären und wie unangenehm ihr selber diese „Quengelei“, die sie machen müsse, sei, aber sie könne nichts dafür, daß sie so ein „wunderlicher Mensch“ sei, so begriff die Vorsteherin doch kein Wort. Das kam wohl daher, daß sie selbst keinen „Nerv“ hatte.

Das Mädchen mußte ohne volle Verzeihung gehen. Aber das machte ihr nichts. Sie war ja so froh, und ihr war das Herz so leicht, darum, daß sie dem Frieden, der Stille und der Ruhe entgegen konnte und zur Unruhe, Arbeit und Müdigkeit zurückkehren durfte.

Sie war nur zwei Tage in „dem Häuschen“ gewesen, daß sie sich seit dreißig Jahren erträumt, und doch hatte sie gelernt, daß es kein schöner und ruhiger Aufenthalt sei, wenn der „Nerv“ in der Brust schmerzte, und daß es besser war, wenn die alten, müden Beine wehe thaten, als dieser „Nerv“.

Reisen in Amerika.

Von Dr. Kaethe Schirmacher.

Nachdruck verboten.

Wie alles auf der Welt, so hat auch das Reisen in Amerika seine Licht- und seine Schattenseiten; dem Europäer kommt manches recht spaßhaft vor, und selbst Amerikaner finden einige ihrer Eisenbahneinrichtungen doch noch verbesserungsbedürftig.

Bei allen Tagesfahrten, besonders bei den kürzeren Strecken, führen die Züge gemeinhin nur eine, und zwar erste Klasse. Dort fährt alles gemüthlich miteinander, elegante Damen und Frauen mit Marktförden, Bankiersöhne und Soldaten der Heilsarmee. Die Arbeiter steigen mit ihren Werkzeugen ein, und die großen Wagen mit etwa vierzig Plätzen, zwischen denen ein Mittelgang hindurchführt, sind von einer bunt zusammengewürfelten Menge besetzt.

Auf diesen Tagesfahrten geht es wirklich äußerst demokratisch zu. So befindet sich am Ende jedes Wagens ein Behälter mit in Eis gefühltem Wasser, ein Glas gehört dazu, ein einziges Glas, das jeder, den es bei der schweren, amerikanischen Sommerhitze dürstet, auswaschen oder spülen muß, will er daraus trinken. Das erinnert an die Becherlein an den Brunnen mancher deutschen Bahnhöfe. Nur trinken bei uns die vornehmen Herrschaften, die ich in Amerika den allgemeinen Eiswasserbecher häufig an die Lippen setzen sah, nicht daraus.

Die großen, durchgehenden Züge von New-York nach Chicago, von Chicago nach San Francisco führen hingegen meist zwei Wagenklassen: eine erste und eine zweite, und außerdem vermieten sie für schweres Geld Separatkupees. Diese, wie kleine Salons ausgestattet, sind das Entzücken aller solcher junger Hochzeitsreisender, die in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig gewesen.

Die erste Klasse in den amerikanischen Zügen ist gleichbedeutend mit Schlafwagen, verbringt man auf der Fahrt nach San Francisco doch mehrere Tage und Nächte in ihnen. Besonders sind die meisten „Pullman-Cars“, die diese Strecken fahren, mit dem höchsten Luxus eingerichtet. Das Wagensystem ist daselbe wie in den Tageszügen: große Waggons mit je zwanzig Sitzen zu beiden Seiten eines Mittelganges. Je zwei Plätze auf einem Sitz und je zwei Sitze einander zugekehrt, zwischen den beiden Sitzen ein Tisch, und die Wand bildend, über dem Tische, ein breites Fenster mit doppelten Scheiben — eine notwendige Vorsicht, denn am Ende jedes Reisetages liegt eine dicke Staubschicht zwischen den beiden Fenstern.

Die Lüftung der Wagen geschieht durch die Thüren und die Schieber in der Decke. Diese Decke macht einen gar prächtigen Eindruck; sie geht von den Fenstern, etwas nach der Wagenmitte geneigt, aufwärts und besteht aus großen Platten schön polierter, amerikanischer Hirschhölzer: Eiche, Red-wood, Horn u. dergl. Oftmals sind diese Tafelungen mit andern Hölzern eingelegt, ja von Perlmutterstreifen unterbrochen.

Die Beleuchtungsvorrichtungen befinden sich in der Mitte der Decke, welche die beiden schrägen Tafelungen verbindet. Die Sitze sind wohlgepolstert, mit hübschen Stoffen bezogen. Für gewöhnlich verfügt jeder Reisende über zwei Sitze, also über vier Plätze. Den Innendienst jedes Wagens versieht ein Neger, fast alle Züge führen einen Speisewagen mit, und so scheint für das Behagen der Fahrgäste gut gesorgt zu sein.

Man richtet sich dann dort ganz gemüthlich ein, das Handgepäck hat ausgiebig Platz auf den beiden Sitzen, die Mitreisenden sind meist stille, wohlgezogene Leute, die Temperatur ist angenehm, so geht die Reise ganz glatt.

Hier und da steigt ein Kindlein mit seiner Wärterin ein und läßt sich in der Nähe nieder. Es schreit und weint. Keiner der Mitreisenden läßt sich dadurch stören. Ganz fremde Leute gehen im Laufe des Tages an das kleine Wesen heran, sprechen mit der Wärterin, nehmen das Kind auf den Arm, tragen es umher, spielen, scherzen mit ihm.

Nun kommt die erste Nacht. Etwas unschlüssig, was zu thun, wartet der reisende Europäer der Dinge, die da kommen sollen.

„Machen Sie mir mein Bett,“ hört er einen langen Yankee zu dem Neger sagen. Der reißt mit einem Griff an der schönen Tafelung der Decke, sie öffnet sich, und eine schwere Holzplatte sinkt hinab. Sie breitet sich etwa anderthalb Meter vom Fußboden horizontal wie ein Tisch aus und deckt den Raum von einem Sitz bis zum andern. Matragen und Bettzeug liegen auf ihr, die sich tagsüber, wie einst die Griechen im trojanischen Pferd, in einer Höhlung der Wagendecke verstecken. Daraus bereitet der Neger mit fahnenartiger Geschwindigkeit zwei Lager, eins unten auf den Sitzen, die er auszieht, das andre auf der heruntergelassenen Holztafel. Nach rechts und links grenzt er das obere Bett mit Holzwinden ab, im Handumdrehen zieht

er schwer gewirkte Vorhänge vor beide Lager, die Fenster des untern Bettes werden mit Stores verstellt, ein Bändchen für den Oberwohner wird noch hingeseht, damit er leichter in sein Nachtlogis hinaufkomme, und dann ist — Monsieur oder Madame servi.

Ganz verwundert sieht der europäische Reisende, der im sleeping-car an eine strenge Scheidung von Mann und Frau gewöhnt ist, wie allgemach der ganze Wagen sich in einen Schlaftaal verwandelt, wie jeder dort sein Ruhelager aufsucht, wo er am Tage geseffen, wie einer nach dem andern hinter den dichten Vorhängen verschwindet und der zusammenschmelzende Rest der Reisegesellschaft sich — ohne weitere Vorstellung — gemüthlich, zwanglos auf den letzten, noch nicht in Betten umgewandelten Sitzen vereinigt.

Gegen elf Uhr ruht meist alles in Frieden, während der Zug mit rasender Eile die schmale Spur entlang saust, über Brücken setzt, durch Tunnel und Felsenthäler schnaußt, die Berge hinauf klettert.

Es hat etwas beängstigend Schönes, so bei Mondnacht durch das Felsengebirge zu fahren. Man zieht die Stores der untern Fenster auf und schaut dann wie gebannt hinaus. Selbst müdelos getragen, den Kopf auf weichen Kissen, folgt man den wilden Kurven der Bahnlinie, dem hastigen Wechseln von Licht und Schatten in den Falten des Gebirges, sieht die weißen Schäume der wilden Bergwasser dicht neben sich, hört sie brausen und tosen, während die Dampfmaschine mit schrillum Kreischen bereits in einen neuen Tunnel einrennt.

Der nächste Morgen bringt viel Lächerliches, wenig Poesie. Es heißt aufstehen, Toilette machen. Jeder löst dabei auf seine Art das Rätsel, unangezogen und doch respektabel aus dem Wagen in das Toilettenzimmer zu wandern. Ist der Zug wenig besetzt, so bietet diese Morgenwäsche in den meist mit großem Luxus ausgestatteten Toilettenräumen einen Genuß. Es mangelt nicht an Wasser, der Neger bringt dienstfertig herbei, was an Seife, Bürsten und Tüchern verlangt wird, die Mitreisenden nehmen Rücksicht aufeinander und einigen sich güthlich über die Reihenfolge des Antretens.

Wehe aber, wenn, wie zur Chicagoer Ausstellung, ganze Bevölkerungen sich aufmachen. Dann lebe wohl, Luxus, Behagen, Keuschheit des Pullman-Car! Das bereits besprochene eine Glas ist dann das getreue Sinnbild der Zustände im Toilettenzimmer.

Wenn der Zug das Felsengebirge heraufsteigt, kann er den Speisewagen nicht mitnehmen, und die Reisenden müssen ihre Nahrung auf den Stationen rechts und links vom Wege suchen. Das Essen — aus eigener, schmerzlicher Erfahrung kann ich's versichern — wird dort meist mangelhaft sein: junges, hartes Fleisch, Kuchen, die für uns zu heiß, Getränke, die Europäern zu kalt erscheinen. In besonders schaudervoller Erinnerung ist mir eine Torte geblieben, die sicherlich mit nichts anderm als einem Gelee aus Mohnrüben belegt war.

Die Gesellschaft jedoch, die man in diesen ländlichen Stationen trifft, ist sehr interessant.

Da sieht man Farmer und Squatter, Viehhirten und Goldgräber, Gestalten, die uns aus den Indianergeschichten unsrer Kinderszeit bekannt sind, schöne, kräftige Männer, wogegen der Amerikaner der Städte ein kleines, nervöses Geschlecht darstellt.

Vom Felsengebirge abwärts geht es in große, blaue Steppen. Bis dahin hat die Reisegesellschaft sich meist auf den Plattformen der Wagen aufgehalten. Ohne durch die Schaffner gestört zu werden, setzt sich alles auf die Stufen der Cars, auf kleine Stühle, auf Handkoffer, womit man die Wagenplattform bedeckt. Ein jeder hält sich fest, das ist ja kein eigenes Interesse; ein jeder thut, was ihm gefällt, dafür ist man ja im freien Amerika, und ein jeder bewundert die hübsche Gebirgslandschaft, fährt man doch durch die Rocky-Mountains.

Das hört alles auf, sowie der Zug in die endlosen Steppen zwischen dem Felsengebirge und der Sierra Nevada kommt. Da liegen hunderte von Meilen grünen Landes, nur hier und da tauchen am Horizonte rote Basaltfelsen auf. Dem grünen Lande folgen graue Strecken, Salzsteppen, auf denen nur wilde Salbei und Salzkräuter gedeihen, und während voller vierundzwanzig Stunden atmen die müden Lungen nichts als grauen Staub.

Dann beginnt die Sierra Nevada mit ihren silberreichen Thälern anzufangen. So hoch geht die Bahn, daß selbst im heißen Sommer zu beiden Seiten des Zuges hart gefrorener Schnee in dichten Massen liegt. Er fällt im Winter derart stark, daß der ganze Weg, den die Bahn in dieser Höhe macht, mit hölzernen Schutzdächern überstellt ist. Sechzig englische Meilen brauft der Zug unter ihnen hin, hier und da lassen die Snow-sheds einen Ausblick, und helle, weiße Gipfel blicken in die Dunkelheit, die den eilenden Zug umgiebt.

In der Mitte der Snow-sheds liegt eine Haltestelle, deren Dienst ein Ehepaar versieht. Man denke sich die grenzenlose Einsamkeit dort im Winter: alles verschneit, wie Schattenbilder nur hüben die Silhouetten der Reisenden in den zwei Schnellzügen des Tages am Bahnhäuschen vorüber.

Sind die sechzig Meilen Schutzdächer überstanden, so blickt man in eine stolze Bergeinsamkeit, in der die Menschen freilich manch böses Andenken zurückgelassen haben. Liegen an einer Bergeshalbe die Stämme funterbunt wie eine verworfenen Schachtel Streichhölzer durcheinander, so hat das nicht die Natur gewollt, sondern es ist dort von Spekulanten mit Dynamit gewirtschaftet worden. Da es zu lange wäre, die Stämme mit dem Beil zu fällen, sprengte man sie mit Dynamit aus dem Boden; nachdem die Bäume getracht, krachte dann oft der Spekulant. So liegen die schönen Tannen nutzlos zerstört am Bergeshang. Die ganze Gegend der Sierra Nevada zeigt die Spuren rücksichtslosen Raubbaues.

Gest es von diesen weißen Höhen endlich wiederum ins Thal, dann fühlt wohl jeder Reisende ein inniges Entzücken. Das goldene Kalifornien thut sich vor uns auf, das Thal des Sacramento mit lauen Wassern, grünen Auen; es blüht und duftet, singt und zwitschert rings umher. Vergessen ist der Steppen Salzhaub und der Berge Schnee. Das vielleicht schönste Land der Erde empfängt uns; die Mitreisenden rüsten sich und ihr Gepäck, der Neger, noch behender als gewöhnlich, will sich ein letztes Trinkgeld ergründen, die Leiden des Pullman-Car sind überstanden, seine Freuden jedoch haben einen tiefen Eindruck in der Seele zurückgelassen: das Schauen einer wechselvollen, mächtigen Natur, die des Amerikaners Stolz, ein solches Vaterland zu besitzen, wohl erklärt.

Besuchstoulette.

Hierzu das Titelbild Seite 37

Reizvolle Farbenzusammenstellung vereint sich mit einfacher, anmutiger Form in der Toilette auf der Titelseite unsres Blattes, die je nach der Farbenwahl für jüngere und auch etwas ältere Damen passend ist. In unsrer Vorlage ist hellgraues Tuch und schwarzer Astrachan, sowie altgoldfarbener, mit seidenen Streifen durchzogener Sammet gewählt. An dem mit schmalen Pelzstreifen umrandeten Rock ist durch schöne Passementerieborde ein schmaler Vorderteil abgegrenzt. Gleiche Borten und Pelzstreifen garnieren vorn und hinten die hübsche Taille, die vorn einen bis zum Gürtel reichenden, hinten einen unten geraden, passartigen Einsatz aus Sammet hat. Gürtel und Stehstragen bestehen aus schwarzem Sammet. Die am Handgelenk mit Astrachan und Passementerie umrandeten Ärmel haben an den Schultern kleine Puffen und edige, mit Passementerie und Astrachan besetzte Epauletten. — Das elegante Toquehütchen besteht aus drei übereinanderliegenden Puffen von altgoldfarbenem Sammet, deren obere durch eine schöne Zettagrafie zusammengefaßt ist. Ein wenig seitlich sind ein paar schwarze Straußfedern an den Hut gesteckt. Bezugsquelle: Paris, Maison Gradoz-Angenault, 67 rue de Provence.

Kreuz- und Punktträsel.

- + . + . + . . . Russische Handelsstadt,
+ . + . + . . . Nebenfluß der Elbe,
+ . + . + . . . Polarländervolk,
+ . + . + . . . Fluß in Frankreich,
+ . + . + . . . Gebirgsstock bei Luzern,
+ . + . + . . . Männlicher Vorname,
+ . + . + . . . Stadt in Böhmen,
+ . + . + . . . Stadt in Borsarlberg,
+ . + . + . . . Deutscher Dichter,
+ . + . + . . . Bekannter Roman von Schepffel,
+ . + . + . . . Serbische Hafenstadt,
+ . + . + . . . Deutscher Freistaat,
+ . + . + . . . Griechische Insel,
+ . + . + . . . Europäische Hauptstadt,
+ . + . + . . . Oesterreichische Hafenstadt.

a, a, a, a, a, a, a, a, b, b, b, b, c, d, d, d, d, e, e, e, e, e, e, e, e, e, e, e, e, e, e, g, g, h, h, h, h, i, i, i, i, i, i, i, k, k, k, k, l, l, l, l, l, l, l, l, m, n, n, n, n, n, o, o, o, o, p, p, r, r, r, r, s, s, s, s, s, s, s, s, t, t, t, t, u, u, u, v, w, z.

Die vorstehenden Buchstaben sind anstelle der Kreuze und Punkte so zu stellen, daß Wörter von der nebenstehenden Bedeutung entstehen. Nach richtiger Lösung ergeben die mit Kreuzen bezeichneten Stellen ein Sprichwort.

Anagramm.

Freundlich lockt ein Schattentzelt,
Meisterhand hat's aufgestellt,
Und für Augen, die verstehen,
Es zu sehen,
Birgt es eine reiche Welt.

Tausch' in ihm ein Zeichen nur,
Eis und Schnee folgt seiner Spur,
Silbern glänzen Feld und Wiesen,
Bergesriesen,
Busch und Baum in Wald und Flur.

S. M.

Räselprung-Aufgabe.

Table with 10 columns and 10 rows of letters for a word search puzzle. Letters include: er, in, de, gu, di, gli, uns, er, ne, sches, hend, lei, ten, ir, ti, wie, gen, ho, ner, son, wir, so, te, licht, und, sau, zur, himm, die, was, ben, trin, und, gel, wird, wer, sches, ter, spräh, zeugt, so, er, der, ne, der, de, ler, stern, fun, kommt, zu, ben, les, del, es, sich, won, ne, gu, der, wein, der, wan, nie, he, al, ben, nicht, wein, ne, felt, gold, ben, aus, mel, wie, le, in, glüht, daß, mel, son, re, es, fast, gem, hoch, e, him, hoch, ist, vom, durch, der, nem, aus, aus, blüht, dem, vom, glu, mel, un, rammt, der, him, wie, gen, ra, rammt, wi, zum, ang, hauch, daß, au, fys, und, den, aus, him, treibt, se, ten, him, fre, schaf, ste, ben, teil, au, pur, mel, auf, glüht, der, gen, es, dem, zum, mit, pur, ster, za, be, o, wun, der, der, las, kraft, es, ne, mir, nach, der, aus, wie, se, nach

Auflösung des Tauschrätsels Seite 24.

Die Anfangsbuchstaben ergeben: „Durch Schaben wird man flug.“
Degen, Ulme, Ritter, Eder, Himbeeren, Sternberg, China, Hamburg,
Anter, Dornmund, Eva, Natur, Weichsel, Indien, Kamies, Delta, Meister,
Auber, Neustadt, Kolmar, Lerche, Uslar, Geibel.

Auflösung des Rätsels Seite 24.

Schweigen.

Auflösung der französischen dreißilbigen Charade Seite 24.

Eventail (éh — vent — ail).

Saloneinrichtung im englischen Stil.

Hierzu drei Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Bei der Ausstattung eines Wohnraumes ist nicht nur darauf zu achten, daß die Formen der Möbel einen behaglichen, zum Verweilen einladenden Eindruck machen, sondern sich auch in der Gruppierung den gegebenen Räumen derart anpassen, daß das Praktische mit dem Dekorativen vereint wird. Die Engländer mit ihrem stark ausgebildeten Sinn für Behaglichkeit und Komfort können uns, die wir noch vielfach an den steifen und kalten Saloneinrichtungen festhalten, als Vorbild dienen.

Die von uns kürzlich (auf Seite 21) gebrachten Tapeten zeigten, wie es die Engländer durch künstlerische, die einfarbigen Tapeten begrenzenden Frieze und Paneele wohl verstehen, die Wände ihrer Innenräume zu beleben. Auch die für den unten abgebildeten Salon bestimmte Tapete weist ein originelles und apartes Muster auf, das dem Interieur aufs beste angepaßt ist. Die Tapete ist in große Vierecke eingeteilt, von denen auf jede Wandfläche mehrere kommen, die auf allen Seiten von breiten, weißen Streifen umgeben sind. Die Tapete hat auf gelblichweißem Grunde ein sehr einfaches, aber effektvolles Muster von goldenen, symmetrisch verteilten Lilien.

Bei den Formen, die die Engländer für die Möbel ihrer Wohnräume bevorzugen, ist hauptsächlich auf größte Bequemlichkeit Rücksicht genommen. Zunächst kommt dieser Gesichtspunkt in den glatten Holzgestellen zum Ausdruck, die zur Grundform der Möbel dienen. Man rundet Arm- und Rückenlehnen möglichst ab und vermeidet alle unnötig Zeit und Mühe raubenden Schnitzereien. Die Kostbarkeit der englischen Möbel liegt, trotz ihres zierlichen, beinahe gebrechlichen Aussehens, in der Gediegenheit, mit der sie aus dem dunkelroten, glänzend polierten Acajouholz hergestellt sind. Alle Möbel sind so fest und solid gearbeitet, als sollten sie Jahrhunderte überdauern. Um das Einerelei des glatten, dunklen Holzes zu unterbrechen und den Gesamteindruck zu heben, verwendet man vielfach, besonders zur Ausschmückung größerer Flächen, reizvolle, in den schönsten Farben irisierende Scheiben aus sogenanntem Tiffanyglas, das nach seinem Erfinder, dem New-Yorker Fabrikanten Louis Tiffany, benannt ist und zuerst auf der Ausstellung in Chicago die Bewunderung aller Kenner erregte.

Der links auf der untenstehenden Abbildung eines Salons im

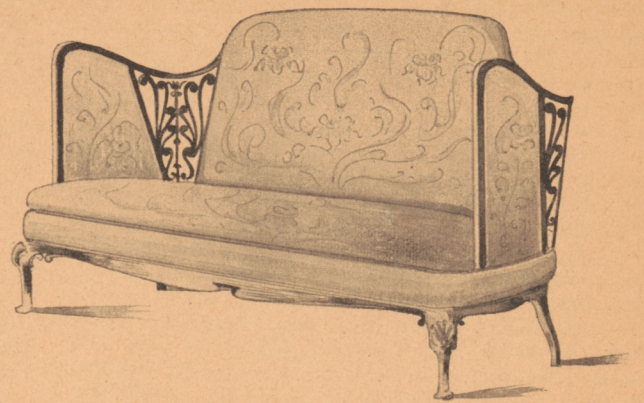
Queen-Anna-Stil dargestellte kleine Schränkchen zeigt die Anwendung dieses farbenprächtigen Tiffanyglases als Thürfüllung. Der anmutigen Form dieses Schränkchens ist es kaum anzumerken, wie viele Gegenstände sich in und auf seinen verschiedenen Fächern und Etageren unterbringen lassen.

Ebenso ist der originelle, sogenannte Chippendale-Schreibtisch auf der untenstehenden Abbildung außerordentlich zweckentsprechend. Die breite Platte ist ausschließlich zur Aufnahme der Schreibunterlage bestimmt. Für die übrigen Schreibutensilien sind allerlei kleine Etageren und Schubfächer vorhanden. Die die Schreibplatte flankierenden Schränkchen sind wieder mit Tiffanyglas geschmückt und innen in ebenso origineller wie praktischer Weise zur Aufnahme von Briefumschlägen, Karten u. s. w. eingerichtet.

Der als Fensterhüter dienende Paravent in demselben Salon hat gleichfalls eine Füllung von leuchtendem Tiffanyglas in der Art der bekannten altdeutschen Buzenscheiben, nur mit dem Unterschied, daß hier die Einfassung nicht aus Blei, sondern aus Acajouholz besteht. Der Paravent ist mit Klappen versehen, die man nach Belieben stellen kann; auf ihnen können Photographien, Statuetten und andre Nippes angebracht werden.

Leere Ecken, die ein Zimmer in der That unbehaglich machen, suchen die englischen Einrichtungskünstler möglichst zu vermeiden. Mit Vorliebe arrangieren sie deshalb in den Ecken die sogenannten „cosy-corners“ (Plauderecken), die fast ein kleines Zimmer für sich bilden. Oder sie stellen, wie es unsere Salonabbildung zeigt, ein dem Raume sich anschließendes Wandchränkchen in die Ecke, dessen lediglich dekorativer Zweck durch die Ausfüllung der Thürchen mit buntem Tiffanyglas noch erhöht wird. Die Fächer des Schränkchens dienen zur Aufnahme von schönem Porzellan und kunstvollen Nippes. Das unterste, für Bücher bestimmte Fach wird durch eine Gardine von großgemustertem Liberteide geschlossen, für ein Boudoir oder einen Salon bestimmten, sehr graziösen Zierschränkchen als Dekoration verwendet ist.

Zwischen Schränkchen und Sofa des unten abgebildeten Salon-Interieurs befindet sich eine Art Etagere oder Ständer, ebenfalls in der Form der übrigen Möbel gehalten und unten mit kleinen Fächern für Nippachen versehen, während die obere Platte zur Aufnahme einer plastischen Figur oder einer Palme dient.



Sofa im englischen Stil für ein Damenzimmer.

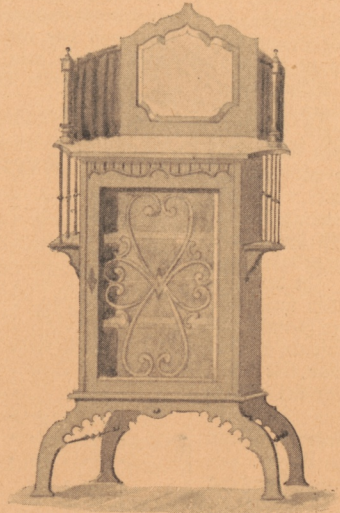
Auch das Sofa des Salons hat eine zierliche, aber sehr bequeme Form, die wir als spezifisch englisch bezeichnen können. Das zweite, noch besonders hier oben abgebildete englische Sofa zeigt gleichfalls eine sehr aparte, neue Form. Die hohe, weichgepolsterte Rückenlehne dieses Sofas ist von den Seitenlehnen durch eine leichtwirkende, aber feste Holzschraubarbeit getrennt. Beide Sofas sind mit englischem Velvet in mattgrüner Färbung mit stilisierten Blumen und Blättern bezogen.

Den Hauptreiz der englischen Saloneinrichtungen bilden die vielen kleineren Gegenstände, die Tischchen aller Art, die Stühle, Büchergestelle u. dergl., die in unzähligen, verschiedenen Formen vorhanden sind. Diese vielen Kleinigkeiten — hier ein Theetischchen, dort eine Etagere oder ein Bauerntisch — verleihen dem Zimmer erst den Reiz der Behaglichkeit und Abwechslung.

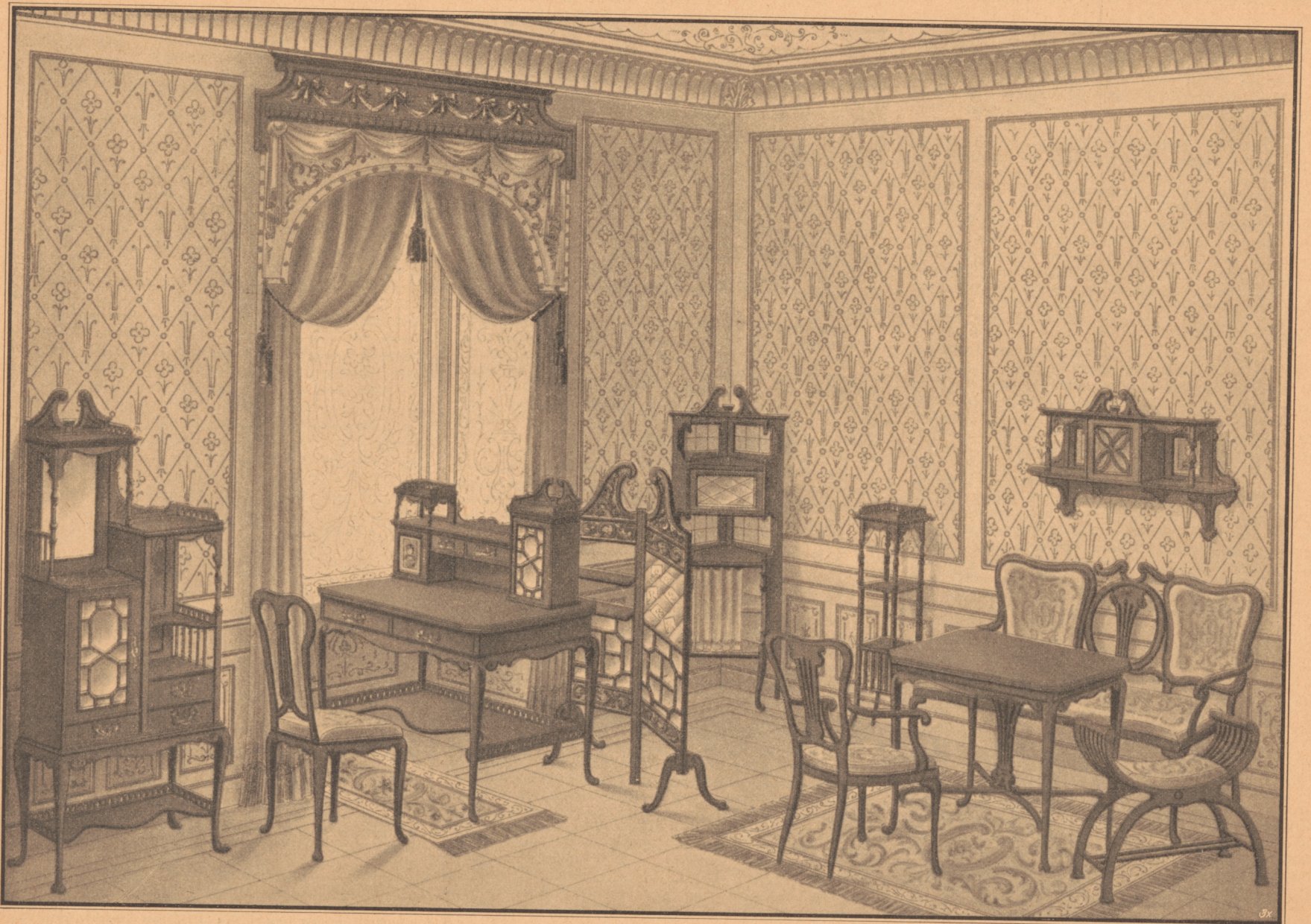
Für diese Theetische, Bauerntische u. s. w. werden ebenfalls Platteneinlagen von Tiffanyglas oder Porzellan, Majolika u. s. w. als Platte verwendet, die den Vorteil bieten, daß sie durch heiße Gefäße nicht leiden. An den Theetischchen mit ihren vielfachen Formen und den verschiedenen, ausziehbaren Platten ist jetzt meist die oberste Platte lose und mit Henkeln versehen, sodaß man sie abheben und als Tablett benutzen kann.

Mit einem Wort: die ganze Wohnungseinrichtung, sowie jeder einzelne Gegenstand, der aus England kommt, ist gleichzeitig von einer fast raffinierten Einfachheit und Bequemlichkeit, sodaß wir uns die moderne englische Möbelindustrie sehr wohl als Vorbild dienen lassen können, ohne sie deshalb slavisch nachzuahmen.

Bezugsquelle für neue englische Möbel: Otto Eckstein u. Co. in Berlin, Wilhelmstr. 51.



Zierschränk für ein Boudoir.



Englischer Damensalon im Queen Anna-Stil.

Karnevalskostüme.

(Hierzu Fig. 1-4.)

Von den kleidsamen Masken-toiletten stellt Fig. 1 ein alt-deutsches Edelstrümpchen dar. Das Kleid aus hellblauem Atlas hat eine glatte, hinten und vorn mit Schneppe gearbeitete Taille und einen mit Schleppe geschnittenen Rock. Der mit einem breiten, strohgelben Atlasstreifen besetzte Rock öffnet sich vorn über einem Unterkleid aus gelbem Atlas mit breitem Randbesatz aus hochrotem Sammet mit Goldborte. Die Atlasstreifen sind mit Goldbörstchen und -Schmuck garniert. Die ausgeschnittene Taille ist vorn dreimal mit gestickter Goldborte und am Ausschnitt mit einer Spitzenrüsche, sowie einem schmalen Goldbörstchen besetzt. Das gleiche Börstchen ziert die weiten, vorn geschlitzten Ärmel, die mit lichtgrünem Atlas unterfüttert und am unteren Rande mit Pelz begrenzt sind. Am Schliß hält sie eine Agraffe über dem krausen, mit breiter Spitzenmanschette abschließenden Mullärmel zusammen. — Auf dem mit kurzen Locken frisirtten Kopf ruht ein am Rande goldgesticktes, rotes Sammetkäppchen, mit einem Reiter und golddurchsticktem Täuschleier geschmückt.

Treffend und wirkungsvoll ist die Musik in Fig. 2 dargestellt. Das kurze, gelbe Atlasröckchen ist in der Diagonale mit Notenlinien und Noten besetzt, die im Stielteil mit schwarzer Seide ausgeführt sind. Den angelegten Teil aus dragonerblauem Atlas zieren die verschiedensten Musikinstrumente, die flott hineingestickt oder auch aufgelegt werden können. Die glatte, hinten geschlossene, oben mit Goldbörstchen und einer Reihe großer Goldperlen abschließende, leicht über die Hüften reichende blaue Atlas-taille hat vorn einen Einsatz aus weißem, mit feinen Goldschnürchen satenartig überspanntem



Fig. 1.

Atlas, dem durch stimmernde, mit farbigen Steinen durchstrente Goldborte eine lyraartige Form gegeben ist. Nach hinten setzt sich die Goldborte der Lyra als einfache Taillenurandung fort. Kurze Ärmelchen aus in Toffalten gelegtem Goldstoff mit kleinen Glöckchen am oberen Teil der Ärmel vervollständigen die kleidsame Taille. — Der Kopf ist mit einer Lyra geschmückt, die aus Karton zu schneiden, mit goldgelbem Atlas zu bespannen und an einem Reiter zu befestigen ist. Die Lyra wird an beiden Seiten mit Goldborte benäht, in der Mitte mit Goldschmuck überspannt und an ihren runden Ausläufern mit kleinen Glöckchen verziert. Die Füße sind mit hellblauen Strümpfen und goldenen Schuhen bekleidet.

Sehr reich, aber nur für junge Mädchen geeignet ist das Jockeykostüm in Fig. 3. Das kurze, hinten in reiche Falten geordnete Röckchen aus cremefarbenem Wollstoff ist am Rande mit goldenen Hülsen besetzt. Die knapp anschließende, vorn mit langer Schneppe, hinten mit Frackschloß gearbeitete Taille aus rotlila Atlas ist mit dunkelvioletttem Sammetband besetzt. An den Schultern hat die Taille kleine, leicht geschweifte Epauletten, und oben schließt sie mit einem Sammet-tragen und schmalen Basistragen ab. Vorn ist sie mit einem goldenen Hülsen geziert, und auf der unten spitz verlaufenden Sammetfalte mit goldenen Knöpfen besetzt. Die Ärmel aus Wollstoff haben an den Schultern nur eine sehr mäßige Erweiterung und am Handgelenk violette Sammetmanschetten. — Den Kopf deckt ein Jockeymützchen aus lila Seide und violetttem Sammet. Die Hand schwingt die zierliche Reitpeitsche. Glanzlederhülsen mit hohem Kalkenschloß und breiten, gelben Stulpen vervollständigen das Kostüm.

Ältere Damen, die den Domino bevorzugen, finden eine kleidsame Form in Fig. 4. Dieser Domino ist aus heliotropfarbener, gemusterter Seide gearbeitet und besteht aus einem offenen, vorn breit übereinanderliegenden Rock nebst Pelzine. Den Rand beider umgibt ein Spitzenvolant mit Bandfestons und Schleifen. Die Pelzine ist vorn mit einer Schleife geschlossen und mit einem spitzen, mit orangefarbener Seide unterfütterten und mit frazier Spitze umrahmten Capuchon versehen.

Die Finanzpolitik der Hausfrau.

Klauderei von J. Pfahl.

Nachdruck verboten.

Der englische Nationalökonom John Stuart Mill, der ein für die Frauenbewegung grundlegendes Werk geschrieben hat, „The subjection of woman“ (in deutscher Uebersetzung erschienen unter dem Titel „Die Hörigkeit der Frau“), schreibt der Frau für die bei der Staatsverwaltung in Betracht kommenden Thätigkeiten ganz hervorragende Fähigkeiten zu. Dem scheint die in den meisten Staatsweisen noch bestehende politische Rechtlosigkeit der Frauen zu widersprechen, die vielleicht eher dem Umstände zugeschrieben werden muß, daß ein entsprechendes Bedürfnis sich bisher nur in geringem Umfang und nicht intensiv genug geäußert hat, als der bloßen Herrschucht und Böswilligkeit der Männer. Wir stimmen keineswegs den Gegnern der Frauenrechtsbewegung zu, die da meinen, daß die politischen Rechte bereits von den Männern auch im Interesse und im Sinne ihrer Frauen ausgeübt werden und daß, wenn diese Rechte auch noch von den Frauen ausgeübt würden, es nur eine Doppelvertretung derselben Interessen sei. Abgesehen davon, daß hier ein Ideal-

schönsten Seiten ihres Berufes. Vielleicht hat sie Verständnis für die Thätigkeit ihres Mannes und kann ihm anteilnehmend, beratend und helfend zur Seite stehen. Ist das aber auch nicht der Fall, so kann sie doch durch viele Mittel den Mann fördern.

Die Grundbedingung für die Erwerbsfähigkeit des Mannes ist seine Gesundheit. Zu ihr kann die Hausfrau wesentlich beitragen, wenn sie immer für gute Lüftung der Wohnung besorgt ist, für Reinlichkeit und Annehmlichkeit der Wohnung und Kleidung, für gesunde und gutschmeckende Kost. Und wenn die Frau für alles das gewissenhaft und verständig sorgt, so daß der Mann sieht, eine wie gute Verwendung sein Verdienst findet, so wird er allein dadurch zu immer neuem Eifer in seinem Berufe angeporrt.

Im Staatshaushalt pflegt man auf Sparsamkeit auch in scheinbar unbedeutenden Dingen, wie Papier, Federn u. dergl., zu dringen und genaue Abrechnung dafür zu verlangen. Im Hauswesen kann ein abgerissener Knopf oder ein von der Frau zur Unzeit begehrtes Kleid großen Verdruß veranlassen, so daß die Folgen manchmal recht verhängnisvoll sind.

Ein besonders wichtiger Teil der staatlichen Finanzpolitik ist die Steuerverwaltung. Niemand giebt gern sein Geld aus der Tasche, und will man den Geber bei guter Laune erhalten, so muß man schon recht behutjam sein in Bezug auf den Zeitpunkt, wo man ihm das Geld abnehmen will. Diesen Grundsatz befolgt der Staat namentlich durch das System der indirekten Steuern. Er besteuert den Menschen in dem Augenblick, wo er sich einen Genuß gestattet, der nicht gerade unentbehrlich ist, z. B. Tabak raucht, oder einen unerwarteten Vermögenszuwachs erfährt, z. B. eine Erbschaft antritt.

Ganz ähnlich macht es eine kluge Hausfrau für Dinge,



Fig. 2.

Fig. 3.

zustand vorausgesetzt ist, der in Wirklichkeit leider nur zu selten gefunden wird, muß man entgegen, daß dann bedauerlicherweise die Stimmen der unverheirateten Männer doppelt ins Gewicht fallen, während die unverheirateten Frauen nicht nur formell, sondern meist auch thatsächlich jeglichen Einflusses auf die Staatsleitung entbehren müssen, obwohl auch sie zum Tragen der Staatslasten herangezogen werden.

Wenn man das gesamte Staatswesen mit einer Ehe vergleicht, so kann man sehr wohl dem Volke die Rolle des Mannes, der Regierung aber die der Frau zuteilen. Das Volk ist der aktive und der erwerbende Teil; aus der Frucht der Arbeit des Volkes werden die Kosten des Staatshaushalts bestritten. Die Regierung ist der empfangende Teil; ihre Obliegenheit ist es, mit den Mitteln, die das Volk aufbringt, zu seinem Wohlergehen zu wirtschaften. Je passiver die Regierung sich verhält, und je weniger ihr Vorhandensein dem Volke überhaupt fühlbar wird, um so leichter wird es ihr werden, thatsächlichen Einfluß auf die Entwicklung des Volkes auszuüben und sie einem gedeihlichen Ende zuzuführen.

Man sieht leicht, wie eine gute Hausfrau in allen diesen Dingen für eine gute Regierung mustergiltig ist, und wie umgekehrt auch die Hausfrau von einer guten Regierung lernen kann, wie sie sein soll.

Wenn wir die wirtschaftliche Thätigkeit der Hausfrau und die Staatsverwaltung miteinander vergleichen wollen, so werden wir den kürzesten Weg damit einschlagen, daß wir den Vergleich auf die Finanzverwaltung beschränken.

Zu der Finanzpolitik kulminiert die ganze Regierungsthätigkeit. Wenn der Staat irgend etwas unternehmen will, so ist immer die erste Frage, ob Geld dazu vorhanden ist, und da der Finanzminister Auskunft hierüber zu erteilen hat, so ist in gewissem Sinne der Finanzminister der wichtigste und mächtigste Mann im Staate. Die Stellung der Hausfrau ist ganz ähnlich. Sie sorgt für die notwendigsten Dinge, für Nahrung, Kleidung und Wohnung. Sie muß wissen, wieviel von dem Gesamteinkommen auf die unentbehrlichen Bedürfnisse aufgeht, und wieviel man sich für anderweitige Ausgaben gönnen dürfte.

Ist es die wichtigste Aufgabe der Regierung, den Staatsverbrauch den Staatseinnahmen anzupassen, so ist es eine fast ebenso bedeutende Thätigkeit, das Erwerbsleben des Volkes so zu fördern, daß immer größere Mittel dem allgemeinen Besten zur Verfügung gestellt werden können, und alle innern und äußern Unruhen, die größten Feinde der Erwerbsthätigkeit, fernzuhalten. Die analogen Pflichten der Hausfrau bilden die



Fig. 4.

die zwar zu den Annehmlichkeiten, nicht aber zu den Notwendigkeiten des Lebens gehören, wird sie nicht gerade in Zeiten der Not Geld fordern, sondern sie wird einen passenden Augenblick ergreifen, wo man eine bedeutendere Einnahme gemacht hat oder sich gern ein besonderes Vergnügen gönnen möchte, und es „auf ein paar Mark mehr nicht ankommt“.

Ganz besonders wird eine kluge Hausfrau solche Gelegenheiten für ihr Sparsystem ausnützen und jeder außerordentlichen Einnahme und jedem „unnötigen“ Vergnügen den Tribut für ein Reservesümmchen abfordern.

Durch das System der Zölle und Steuern, aber auch durch die ganze Regierungsthätigkeit sucht der Staat nützliche Erwerbszweige zu schaffen und zu fördern, unnütze dagegen hintanzuhalten. In ihrer eigenen Verwendung freier Zeit, insbesondere aber auch in der Beschäftigung der Kinder und Dienstboten bieten sich der Hausfrau mannigfache Gelegenheiten zur Befolgung einer ähnlichen Praxis.

In dieser Beziehung hat ein volkswirtschaftlicher Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Justus Möser, recht beherzigenswerte Dinge geschrieben. Die Auszüge aus seinen „Patriotischen Phantasien“ (in Reclams „Universalbibliothek“ und in „Meyers Volksbüchern“ erschienen) sind allen Hausfrauen zur Anschaffung zu empfehlen. Um ein Beispiel anzuführen: „Wenn man den Preis bedenkt, um welchen man fertige Strümpfe kaufen kann, so ist es gewiß ein recht wenig lohnendes Geschäft, sich die Strümpfe selbst zu stricken. Kann man aber keine verdienstvollere Arbeit finden, so ist es jedenfalls besser, sich Strümpfe zu stricken, die man sonst kaufen müßte, als die Zeit in unnützer Muße oder gar in schädlicher Langeweile hinzubringen.“

In der Finanzverwaltung des Staates sieht man auf genaue Buchung der eingehenden und ausgehenden Posten. Die ganze Zusammenstellung der Staatseinnahmen und Staatsausgaben nennt man das Budget und unterscheidet das Istbudget und das Sollbudget. Das Istbudget ist die Zusammenstellung der im Staatshaushalt innerhalb einer gewissen vergangenen Zeit gemachten Einnahmen und Ausgaben; das Sollbudget ist der darauf und auf die Berechnung neu in

Ausficht stehender Ausgaben und Einnahmen gegründete Vorschlag für die Finanzverteilung innerhalb einer bestimmten zukünftigen Zeit.

Auch der Hausfrau ist möglichst genaue Buchführung dringend zu empfehlen. Sie soll aus den Rechnungsergebnissen der Vergangenheit Lehren ziehen für die Zukunft, und sie soll insbesondere für unvorhergesehene dringende Ausgaben immer ein Referatvorbereiten halten.

Die Buchführung der Finanzverwaltung hat noch einen zweiten Zweck, nämlich den der Rechnungslegung vor den Steuerzahlern. Es muß bewiesen werden, daß das Geld auf die vom Volke gewünschte Weise verwendet wurde und daß man dabei mit größtmöglicher Sparbarkeit vorging. Auch im Hauswesen ist eine stets wiederkehrende Frage: wo kommt denn nur das viele Geld hin? Da ist es nun immer gut, selbst wenn die Gatten noch so großes Vertrauen ineinander setzen, daß die Hausfrau an der Hand ihres Haushaltsbuches auf die Frage, wohin das Geld gekommen sei, pünktliche und befriedigende Antwort geben kann.

Staatshaushalt und Familienhaushalt können sich gegenseitig Muster sein. Gute Familienhaushalte sind für das Staatswohl aus zweierlei Gründen von Wichtigkeit. Einmal sind geordnete Familienzustände die Grundlage der Volkswohlfahrt. Sodann ist die Familie das erste Muster eines Haushaltes, und künftige Staatsmänner empfangen in der Familie die ersten Eindrücke, die sie nur ins Große umzusetzen brauchen, wenn die Verwaltung des Staatshaushaltes ihre Aufgabe geworden ist.

Es ist bekannt, daß große Staatsmänner das, was sie wurden, meist ihrer Mutter danken zu müssen glaubten. Wenn aber eine große Anzahl gut geordneter Familien die Träger einer guten Ordnung im Staate sind, dann wird die Frau im Staatswesen nicht nur geachtet sein, sondern dann wird ihr bald auch rechtlich die einflußreiche Stellung eingeräumt werden, die ihr zukommen sollte und die sie tatsächlich bereits heute vielfach genießt.



Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Pariser Toiletten.

(Hierzu Fig. 5-7.)

Apert und besonders für Reifen nach dem Süden geeignet ist die neue Frühjahrs-toilette mit Pelierine aus gewirtem, grauem Stoff in Fig. 5. Der glatte, überwurfähnliche, mit Steppnähten verzierte Rock ist hinten in der Mitte in eine breite Talfalte geordnet und vorn in zwei, in der Mitte zusammenstoßende, festgesteppte Falten gelegt. Die passgenau eingekrümmte Blusentaille aus bunter Seide wird zum Teil durch eine Pelierine bedeckt, an der an den Achseln eingesezte Ueberfallteile eine Art Dolmanärmel imitieren. Die Pelierine ist hinten in der Mitte unten leicht geschlitzt und hat einen runden, die Bluse etwas freilassenden Ausschnitt. Vorn ist sie zu beiden Seiten ausgeschnitten, sodaß sich zwei kleine Enden bilden, und durch Brandenburgschüre zusammengehalten. Sämtliche Konturen der Pelierine sind mit Steppnähten geziert. Die Bluse hat einen faltigen Stehragen mit Patten-garnitur aus gemusterter und einen Gürtel aus grauer Seide.

Sehr niedlich ist das zum Kostüm passende graue Toquehütchen mit kleinem Kopf und sehr schmaler Krempe. Der Hut hat eine sehr faltige Garnitur aus grauem, mit Perlen gesticktem Sammet und seitlich eine Aigrette gebogener Paradiesvogelfedern.

Zur Herstellung des mit Blusentaille gearbeiteten, für junge Mädchen passenden Kleides in Fig. 6 ist ein Wollestoff mit diskreter, von feinen, roten und gelben Linien durchzogener Karomusterung in Hellgrau und Beige gewählt. Die in Art der Hemdenblusen gearbeitete lose Bluse hat einen Säumcheneinsatz und Stehragen aus gelblicher Seide. Die Bluse wird mit kleinen, goldenen Knöpfen geschlossen. Sie ist mit einer Patten-

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Insektionspreis beträgt M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. w. pro Nonpareille-Beile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme Rudolf Mosse, Berlin S.W. und dessen Filialen.

HOFFMANN'S Speisen-Mehl. Schutzmarke. unübertroffenes Fabrikat aus feinstem Reis. Includes an illustration of a cat.

Musikinstrumente Für Orchester, Schule und Haus! Jul. Heinr. Zimmermann, Fabrik und Export, Leipzig, St. Petersburg, Moskau. Neue illustr. Preisliste gratis! Includes an illustration of a violinist.

Schwarze Seidenstoffe Solbeste Färbung mit Garantieschein für gutes Tragen und Haltbarkeit. Direkter Verkauf an Private porto- und sollfrei ins Haus zu wirklichen Fabrikpreisen. Adolph Grieder & Co., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).

Schering's Mazertrakt ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Stärkung für Kranke und Reconvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Sinderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc. Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) etc. verordnet werden. Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Schauffstrasse 19. Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

GAEDKE'S CACAO nach eigenem patentirtem Verfahren hergestellt ist anerkannt als der bekömmlichste von allen und daher von ärztlichen Autoritäten besonders empfohlen. Garantiert für Echtheit nur in Originalpackungen: 3 Kronen 2 Kronen 1 Krone Haushalt Mk. 2.80, Mk. 2.40, Mk. 2.-, Mk. 1.60 per 1/2 Kilo-Packung. Ueberall käuflich. Fabrikant P. W. GAEDKE, Hamburg.

HENNIGER & Co BERLIN S.W. 68. Aelteste Deutsche Neusilberwaren-Fabrik Gegründet 1824. Weisses hartes Metall, starke Verfübrung, Silberne Staats-Medaille. Speise- und Cafel-Geräthe aller Art. Einrichtungen für Hotels, Cafes, Restaurants, Hochzeits- und Seft-Begebenheiten.

ENGELHARD'S ANTISEPTISCHER DIACHYLON WUND-PUDER Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige Diachylon-Pflaster fein vertheilt in Puder — eine bisher nicht dagewesene Form — unter Beimischung von Borsäure. Unübertroffen als Ein-streumittel für kleine Kinder, gegen Wund-laufen der Füße, überriechenden Schweiß, Entzündung und Rötung der Haut etc. Herr Dr. Vömel, Chefarzt an der hiesigen Ent-bindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders: „Der in der Fabrik pharmaceutischer Präparate von Herrn Karl Engelhard dar-gestellte antiseptische Diachylon-Wund-Puder wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschließlich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor anderen, dass er nicht so stark stäubt, den Athmungs-organen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wind-sein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich ge-worden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweißfüßen und Wundläufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortreflich. Auch andere Collegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen.“ Zu beziehen durch die Apotheken. Frankfurt a. M. Rosenapotheke. Karl Engelhard, Fabrik pharmaceutischer Präparate.

Garantirt solide Seidenstoffe jeder Art. Samme, Plüsch und Velvets liefern an Private von Elten & Keussen, Fabrik und Handlung, Crefeld. Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Negergarn ist das beste baumwollene Strickgarn, wird aus dem edelsten Material hergestellt und in allen Farben echt geliefert. Neger-Estremadura Neger-Doppelpgarn ist in allen besseren Geschäften zu haben. Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett. Diamantschwarz Lederfarben absolut echt und nicht gesundheitsschädlich. Reizende Neuheit: Neger-Häkelgarn. Seide-Imitation.

garnitur von bunter, auf grauer Seide ruhender Passementerieorte verziert, die sich auch über die Achselnähse legt, wo sie spitz verläuft und mit einem Goldknopf verziert wird. Die Blusenärmel sind mit Manschetten aus Seide begrenzt. Der Gürtel aus Seide ist vorn mit einem Schloß versehen.

Ein sehr hübsches englisches Kleid aus dunkelgraublauem Cheviot zeigt Fig. 7. Der Rock ist mit einem schmalen, abgesteppten Vorderteil gearbeitet und mit zwei bronzefarbenen Sammetröllchen verziert, die nach dem Vorderblatt hin leicht emporsteigen und hier enden. Die glatte, kurze Taille tritt vorn über einem kleinen, mit spitzer Schneppe gearbeiteten Westeneinsatz leicht auseinander und wird durch zwei Agraffen mit bronzefarbenem Vorstoß zusammengehalten. Auf den beiden seitlichen Schneppen befinden sich kleine, gerundete, eingeschnittene Täschchen. Den sehr tiefen, herzförmigen, mit Passementerieorte und bronzefarbenem Vorstoß begrenzten Ausschnitt füllt ein Laß nebst Kragen aus gefaltetem, blauem Sammet mit bronzefarbenem Sammetvorstoß; der kleine Ueberfallteil am Stehkragen ist mit einer Passementerieorte verziert. Die Ärmel sind am Handgelenk mit Sammetvorstoß und Passementerieorte umgeben.

Alphonse Daudet †.

Nachdruck verboten

Alphonse Daudet, der am 16. Dezember v. J. im Alter von 57 Jahren gestorben ist, stand unter den französischen Romanschriftstellern der Gegenwart dem germanischen Denken und Empfinden am nächsten. Er besaß den köstlichen, tiefen Humor, der mit Recht als Vorzugsmonopol germanischer Poeten gilt, und er hatte das mittelalterliche Auge für alles, was unter den Kleinen der Erde vorgeht; selbst gegen lächerliche Verkehrtheiten wurde er, so entschieden er sie auch bekämpfte, niemals hart. Zwar hat sich Daudet auch als Lyriker und Dramatiker vielfach betätigt, aber seine Stärke lag im Roman, und als Verfasser der prächtigen Erzählungen „Fromont junior und Risler senior“, „Nabob“, „Die Könige im Exil“, „Die Unsterblichen“, „Numa Roumestan“ und „Tartarin von Tarascon“ wird er dauernd in der Weltliteratur fortleben.

Siebzehn Jahre alt kam Daudet, der am 13. Mai 1840 als Sohn eines Kaufmanns in Nîmes geboren war, mit seinem Bruder nach Paris, das ihn sofort zum literarischen Schaffen anregte. Seine ersten Dichtungen fanden indes wenig Beachtung. Nach längerer Sturm- und Drangzeit wurde er Privatsekretär des Herzogs von Morny und lernte in dieser angenehmen Stellung das Leben der großen Welt, das Treiben im Parlament und in der Regierung kennen. Aber in den harten Tagen seiner Entbehrungen hatten sich die schroffen Eindrücke klar und tief ihm eingepreßt. Und allerlei Reizeindrücke trugen noch dazu bei, sein Talent zu reifen.



Mme. Melba in Paris phot.

Alphonse Daudet †.

Seinen ersten durchschlagenden Erfolg erzielte er mit der Novelle „Der kleine Dingsda“ (Le petit chose, histoire d'un enfant), die freilich noch ganz von dem Geiste der Romantik erfüllt war. Seine herben Lehr- und Wanderjahre brachten ihn den Realisten näher, und die reifste Frucht der neuen Richtung war sein epochemachender, kraftvoller und lebenswahrer Roman „Fromont jeune et Risler aîné“, der ihn mit einem Schlage in die Reihe der bekanntesten Schriftsteller vorrückte.

In seinen Romanen hat Daudet sich als unerschrockener, tapferer und erster Wahrheitsfinder erwiesen; in seinen köstlichen humoristischen Erzählungen „Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“ und „Tartarin dans les Alpes“ bekundet er den schönen Humor und das tiefe Gemüt des echten Dichters: er hat in diesen Erzählungen ein wirkliches Volksbuch geschaffen, das zu den herrlichsten Blüten der Weltliteratur gehört.

Ver mis ch tes.

Nachdruck verboten.

Zur Herstellung künstlicher Diamanten hat der Italiener Dr. Qui-rino Majorana ein neues Verfahren entdeckt. Man erhitzt ein Stück Kohle im elektrischen Bogen und übt darauf einen sehr starken Druck aus, vermittelt eines Stempels, auf den durch Explosion ein plötzlicher Druck von 5000 Atmosphären erzeugt wird. Das Ganze muß in einem Zylinder mit genügend starken Wänden untergebracht sein, um diesen enormen Druck auszuhalten. Nach Beendigung dieser Maßnahmen findet sich in dem Apparat eine schwarze Masse, die zum größten Teil aus Graphit und amorpher Kohle besteht. Nach der Anwendung des Berthelot'schen Verfahrens zur Aussonderung etwa vorhandener Diamanten fanden sich kleine, mikroskopische Krystalle, meist schwarz und undurchsichtig, die aber im übrigen alle Eigenschaften der Diamanten besaßen, besonders bezüglich ihrer Verbrennung bei hoher Temperatur. Der Pariser Chemiker Moissan hatte bei seinem Verfahren zur Erzeugung künstlicher Diamanten noch eine metallische Lösung benutzt, deren Gegenwart er für notwendig hielt. Durch die Entdeckung von Majorana ist nun jedoch nachgewiesen, daß hohe Wärme und hoher Druck allein dazu genügen, um amorphe Kohle in krystallinische Kohle, bezw. in die Form des Diamants zu verwandeln.

Ritt für Eisenbein. Ein erfahrener Fachmann giebt in dem Buche „Die Verarbeitung des Hornes und Eisenbeins“ von L. C. Andés folgenden einfachen Ritt für Eisenbein an: 1 Teil Eiweiß wird mit 3 Teilen Wasser und 3 Teilen frisch gebranntem Gips zu einem Brei gemischt und dieser auf beide zu kittenden Flächen aufgetragen. Ob dieser Ritt dauerhaft ist, lassen wir dahingestellt sein. — Ein anderer unter allen Umständen haltbarer Ritt für Eisenbein, der von berufsmäßigen Eisenbearbeitern angewendet wird, ist auf folgende Weise zu bereiten. Man löst 6 Teile Hauflinblase und 12 Teile feinsten Berggoldbleim in 90 Teilen Wasser unter Erwärmen auf, dampft die Lösung bis zur Hälfte ihres Volumens ein, versetzt sie mit 1 Teil Mastix, in 3 Teilen Alkohol gelöst, und mischt unter Umrühren noch 1 Teil Zinnober hinzu. Der Ritt ist warm auf die zuvor erwärmten Flächen aufzutragen; er trocknet sehr rasch und wird auch bald fest, kann aber in geschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden.

Bouquethalter aus geschliffenem Krystall, wie man sie jetzt zum Aufstellen kleiner Bouquets auf der Tafel vor den Gedecken der einzelnen Gäste verwendet, zeigt uns die nebenstehende Abbildung. Die Halter werden in den verschiedensten Formen hergestellt, jedoch jede Eintönigkeit beim Dekorieren der Tafel dadurch vermieden wird. Die Höhe der Bouquethalter beträgt 9 cm. Preis 7 Mark für das Duzend, oder 60 Pf. für das Stück.

(Bezugsquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Sohn in Berlin W., Leipzigerstraße 88.)



Bouquethalter für die Tafel.

GUSTAV LOHSE

Königlicher Hoflieferant Berlin W., Jägerstr. 46

empfiehlt seine altberühmte Specialität:

Lohse's balsamisches Mund- und Zahnwasser

unübertrefflich durch seine hervorragend wohlthuenden Eigenschaften auf den gesammten Mundorganismus. *

Originalflasche zu M. 1.50 und M. 3.—, die Literflasche zu M. 10.—.

Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.



Schepeler's Thee

Table with 4 columns: Thee name, per 1/2 Kilo, per 1 Kilo, and price. Includes items like Haushaltungs-Thee, Familien-Thee, Frühstücks-Thee, etc.

GEORG SCHEPELER, THEE-IMPORT, FRANKFURT A. M. ROSSMARKT 3 U. KL. HIRSCHGRABEN 2.

Grosse Berliner Schneider-Akademie.

System Kuhn nur Berlin W., Leipziger Strasse 117/118. Nicht mehr rothes Schloss. Keine Filialen weder hier, noch auswärts, worauf wir genau zu achten bitten. Gründlichste Ausbildung in der Herren-, Damen- und Wäschschneiderei. Kurse am 1. und 15. jedes Monats. Lehrbücher. Schnittmuster. Prospekte gratis.

Bautz'sche hygienisch imprägnirte rein Wollene — absolut nicht eingehende

Flanell-Unterkleider

Der denkbar beste Schutz gegen

Erkältungen, Gicht, Rheumatismus etc.



Von Professor Dr. H. Buchner an der Kgl. Universität zu München in einem im ärztlichen Verein zu München abgehaltenen Vortrag günstig beurtheilt. (Siehe Münchener Medizinische Wochenschrift 30. 6. 96.)

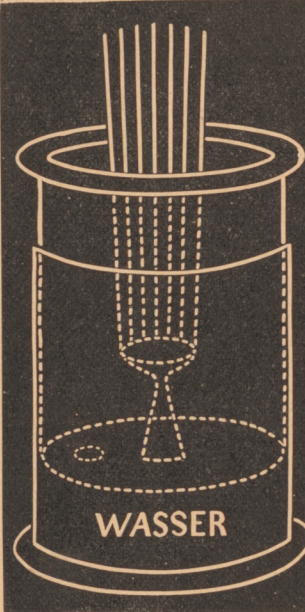
Luftdurchlässigkeit: im höchsten Grade; 2 mal so gross als gewöhnlicher Flanell.

Bis jetzt unerreichte Möglichkeit gründlicher Reinigung.

Katalog confectionirter Wäsche für Damen und Herren, mit vorzüglichsten Zeugnis-Copien gratis und franco von den Patentinhabern

Schönlin & Co., München, Fraunhoferstrasse 18.

Niederlagen werden an allen grösseren Plätzen errichtet.



Ladebeck's selbstthätige Sitzdouche

Patentirt in allen Culturstaaen.

Dieser sanitäre Reinlichkeits-Apparat ist in jedem Zimmer ohne Heizvorrichtung oder Wasserleitung stets fertig zum Gebrauch, bedarf selbst zu mehrmaliger Benutzung nur 2 Eimer Wasser, erfordert kein vollständiges Auskleiden und ersetzt vollkommen Sitzwanne, Bidet, Vollbad etc.

Von medizinischen Autoritäten empfohlen. Zahlreiche Anerkennungs-schreiben. Gebrauchsanweisung wird beigegeben.

Preis 25 M. per Nachnahme. Hauptdepot: H. Ladebeck, Leipzig Alexanderstrasse 14. Vertreter im Ausland gesucht.

Leinen.

Altberühmte Steinhuder Tischzeuge, Handtücher, Halbleinen etc. direkt aus der Fabrik v. E. Schuster, Steinhude, in jedem Quantum zu wirklich billigen Preisen zu beziehen. Man vergleiche Preis und Qualität mit anderen Offerten.



Magerkeit

Ist das grösste Hindernis der Schönheit. Briefliche Rathschläge z. Erlangung harmon. Körperfülle erth. gegen 30 Pf. Kosmet. Anstalt, „Eutrophia“, Leipzig.

Kanarienvögel

empfehlen in bekannter Güte Herm. Natermann, Clausthal, Oberharz. Preis-courant gratis und franco.

Für Modistinnen!

Einzel-Verkauf zu Engros-Preisen. Illustr. Preisliste u. Muster gratis u. franco.

Verschneürungen, Besätze, Spitzen, Sammet und Seidenwaaren.

Perltüll für Strassen- u. Balkkleider.

Table with 2 columns: Fabric name and price. Includes items like Taillenfutter, Satin, Gaze la, etc.

S. Mecklenburg, Berlin, O. 27. 83 Blumenstr. vis-a-vis d. Walln. theaterstr.

Thee-Meßmer

Berühmte Mischungen M. 2.80 und 3.50 per Pfund. Probepackete 60 und 80 Pf. Frankfurt a. M.

Anzeigen im „Bazar“ finden die allergrößte Verbreitung in den besten Kreisen der Damenwelt. Der „Bazar“ ist ein bevorzugtes und wirkungsvolles Insertionsorgan namentlich zur Ankündigung von Stoffen, Garderobe, Wäsche, Toiletten- und Wirtschafts-Artikeln, Nahrungsmitteln, überhaupt für alle Gegenstände, welche die Damen interessieren.

Das Hauptergebniss des Preisausschreibens für Kochrecepte

der
LIEBIG'S FLEISCH-EXTRACT-COMPAGNIE

ist nach Feststellung des Preisgerichts das folgende:

Den ersten Preis von 250 Mark erhielt

Herr **Ph. Leinweber**, Restaurateur und Küchenchef, Mannheim.

Ferner wurden zuerkannt:

3 zweite Preise zu 150 Mark an

Frau **Elwine Pogge**, geb. Wiese, Schweikvitz a. Rügen.

Frau **Martha Wechselmann**, Stettin.

Herrn **Franz Bertram**, Herzogl. Hof-Mundkoch, Braunschweig.

6 dritte Preise zu 100 Mark an

Frau Dr. **Maria Gerloff**, Wilmersdorf-Berlin.

Frau **Kläschen**, Kiel.

Frau **Elise Zschocke**, Erkrath b. Düsseldorf.

Fr. **G. Paulitzky**, Trier.

Herrn **F. Janck**, Saucier im „Grand Hôtel de Rome“, Berlin.

Herrn **M. Reichardt**, Mundkoch, Coburg.

Das Gesamtergebniss wird allen Interessenten durch Rundschreiben bekannt gemacht.

Sarg's
Gebründet 1837.

Halodent
anerkannt bestes Zahnpulvermittel

Das Ausspülen des Mundes mit einem Zahn oder Mundwasser genügt nicht zur Reinigung des Mundes. Ein Zahnpulvermittel ist unbedingt erforderlich.

Überall zu haben.

Min. von 16. März 1898.

Ich erlaube mir zum Ausdruck zu bringen, dass ich seit längerer Zeit kein besseres Zahnpulver als Sarg's Halodent gefunden habe.

Marie Alexandrine Prinzessin von Preussen

Empfehle ich zu empfehlen

Continental Pneumatic

BESTER RADREIFEN

CONTINENTAL-CAOUTCHOUC- & GUTTAPERCHA-CO. HANNOVER.

RELOUJERIE SEIDE

allgemein beliebt

Waldkirch-
wegen ihrer
Gütermann & Co.
vorzüglichen
Gutaach Baden
Qualität

fabrizieren in
Näh-, Knopfloch- und Maschinen-Seide
nur
GÜTERMANN & Co.
Man beachte den Namen zum Schutze gegen Nachahmungen.
Zu beziehen durch die besseren Engros- und Detailgeschäfte.

Feinster Honig

5 Kilo-Blechkanne 5 Mk., 6 Fres.,
3 fl., franko Post.

Alex. v. Kovács, Honigexport,
Gr. Beeskerek No. 52 (Ungarn).

Für Damen

Bietet sich sehr lohnender Erwerb, und zwar jederzeit und für jeden Ort, durch Verkauf von Leinen, Tischzeug, Aussteuern etc. nach Mustern an Private. Offerten erbittet die 1851 gegründete, weitbekannte

Weber H. Eggemann, Bielefeld B.
Lieferant für königliche, großherzogliche und fürstliche Hofhaltungen.
Versand nach allen Welttheilen.
Grossartige Mustersortimente versende franco an Jedermann.

Hervorragend feine Qualitäten. CAFFEE

Garantirt rein, keine Mischungen!!

Preise per Pfund verzollt gegen Nachnahme.

86 Pf. Original Brasil	117 Pf.
97 „ ff. verlesen. Campinas	129 „
108 „ ff. grossbohn. Columbia	144 „
117 „ prima Lavé	156 „
129 „ ff. gewaschen. Guatemala	169 „
134 „ ff. gewaschen. Portorico	175 „
148 „ hochfeiner Java	192 „
153 „ echt arab. Mocca	199 „

Directer Versand in Postpaketen.
Engrospreise auf Anfrage.
G. S. Wedekind & Co., BREMEN.

Dr. Emmerich's Heilanstalt für Nerven- und Morphium- und dergl. Kranke

Entziehungskuren ohne Qualen
Baden-Baden.

(Prospecte.) Siehe Dr. E. Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin.
Dirig. Arzt: **Dr. Emmerich.** II. Arzt: **Dr. Leibold.**

Teppiche

Berlins größtes Spezialhaus für

in Sopha- und Salongröße 3, 75, 5, 6, 8, 10 bis 100 Mtr. — Pradtkatalog gratis!

Sophastoffe auch **Reste**

reizende Neuheiten, billigt! Proben franco.
Teppich- Haus **Emil Lefèvre, Berlin S.,** Oranienstr. 158.

Preisgekrönt: Erste und Ehrenpreise. Tafelbutter.

Unübertroffen hochrein und billig, liefert in Postcolli Molkerei **Harsefeld** bei Hamburg. Zahlreiche Empfehlungen von je nen Herrschaften.
— Preislisten gratis. —

Heirath.
Deutscher Fabrikbes. in Mailand, 36 J. alt, sympath. Erscheinung, b. voll. Gesundh., streng solid, vermögend, gesich. Jahreseink. nicht unter 20,000 Mk., sucht liebensw. Fräul. od. kinderl. Wittve v. angen. Aeuss., nicht über 35 J. alt u. vermögend, z. heir. Photogr. u. Schilder. d. Verhältn. werden u. J. H. 9126 an d. Exped. des „Berl. Tagebl.“, Berlin SW. erbeten. Discretion zugesichert.

Damen,
welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von in Packeten abgewogenem Thee der Firma **E. Brandsma, Amsterdam** zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: **E. Brandsma, Köln a. Rh.,** wenden zu wollen.

ODONTA ZAHN-WASSER

zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne.

WOLFF & SOHN
Hoflieferanten Karlsruhe
Filiale Wien Kolnerhofgasse 6

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Violinen Cellos etc.

in künstl. Ausführung.
Alte ital. Instrumente für Dilettanten und Künstler
Zithern

berühmt wegen gediegener Arbeit und schönem Ton; ferner alle sonstigen Saiteninstrum. Coullante Beding. Illustrirter Katalog gratis und franko.

Hamma & Cie.
Saiteninstrumenten-Fabrik Stuttgart.

Zur Pflege der HAUT ist das beste Produkt die **CREME SIMON** Unübertroffen für den **TEINT** und für die **Toilette** des Gesichts und der **Haende**

Nur echt mit der Unterschrift: **Simon**